

Martin Pollack

Meine Begegnungen mit Belarus

Statt eines Vorworts

An meine ersten Begegnungen mit Belarus, mit weißrussischen Autoren, Übersetzern und Kulturschaffenden, habe ich nur undeutliche Erinnerungen, die ich zeitlich schwer festmachen kann. Ich nehme an, dass diese Begegnungen in Polen stattfanden, Mitte der sechziger Jahre, als ich dort zu studieren begann. In den ersten Jahren meines Studiums an der Slawistik in Wien haben wir sicher auch etwas über die weißrussische Literatur gehört, aber ich glaube nicht, dass sie Gegenstand einer eigenen Vorlesung war. Gab es einen Kurs für Weißrussisch? Ich weiß es nicht mehr, ich habe ihn jedenfalls nicht besucht.

Die Belarussische Sozialistische Sowjetrepublik, kurz BSSR, die bis zum Zerfall der Sowjetunion 1991 existierte, aber vor allem die belarussische Literatur waren selbst für Spezialisten Randgebiete, mit denen sich nur wenige eingehender beschäftigten – ein Umstand, der bis heute nachwirkt.

In Polen war das naturgemäß anders. Die beiden Länder sind Nachbarn und durch die Geschichte eng miteinander verbunden – aber es gibt auch vieles, was sie trennt. Es existieren zahlreiche Konflikte, die ihre Wurzeln in der gemeinsamen Geschichte haben, in der Polen gewöhnlich die Oberhand hatte. Das hat man in Belarus bis heute nicht vergessen. In diesem Zusammenhang denke ich oft an den Vater eines englischen Freundes, mit dem ich in Warschau ein Zimmer im Studentenheim teilte. Der Vater war mit der polnischen Armee von General Anders nach England gekommen, als polnischer Soldat, in polnischer Uniform, aber er hasste die Polen. Er war Weißrusse und stammte aus der Gegend von Pinsk, das vor dem Krieg zu Polen gehört hatte. Ich brauchte lange, bis ich mich halbwegs in diesen Wirrungen der polnisch-belarussischen Geschichte zurecht fand.

Als ich 1967 auf die seltsame Idee kam, über Weihnachten nicht nach Hause zu fahren, sondern die Feiertage in einer polnischen Kleinstadt zu verbringen, in der ich keine Seele kannte, wählte ich aus einem für mich heute nicht mehr nachvollziehbaren Grund Augustów, eine kleine, damals wie heute unbedeutende Stadt nahe der weißrussischen Grenze.

In Augustów begegnete ich den ersten Weißrussen, vier oder fünf jungen Burschen, ungefähr in meinem Alter, die ich in einem Lokal traf, ich glaube es war das einzige Restaurant, das in Augustów über die Feiertage offen hatte. Eine trübe, verrauchte Bude, in der es nicht viel mehr gab als Wodka,

śledź po japońsku (marinierter Hering auf japanische Art, wobei ich nie erfahren habe, was die Speise mit Japan zu tun hat) und Wurst mit gebratenem Zwiebel (beides kalt), die, ihrem Aussehen nach zu schließen, in der Vitrine bei der Schank nicht ihr erstes Weihnachtsfest erlebte. Wir hielten uns an den Wodka. Nach der dritten oder vierten Flasche begannen meine neuen Freunde über die Situation der weißrussischen Minderheit in Polen zu erzählen, über vielfältige Diskriminierungen und Ausgrenzungen. Wer sich offen als Weißrusse bekenne, so sagte ihr Wortführer im Flüsterton, wobei er wachsamen Blicke in die Runde warf, obwohl wir die einzigen Gäste waren, werde von den Behörden schikaniert, überhaupt werde die weißrussische Kultur auf Schritt und Tritt unterdrückt. Die anderen nickten und schauten trüb in ihre Gläser. Ich fand das ungeheuer spannend.

Etwa zwanzig Jahre später – die Situation der Minderheit hatte sich in Polen deutlich verbessert, es gab belarussische Zeitungen und Zeitschriften, die diesen Namen verdienten, Verlage, Festivals und anderes mehr – lernte ich in Warschau den Doyen der belarussischen Literatur in Polen, Sakrat Janovič, kennen. Ein polternder, breitschultriger Mann mit offenem, bäuerlichem Gesicht, ein Meister der kurzen Prosa, kleiner poetischer Skizzen und kurzer Erzählungen, die häufig in seiner mała ojczyzna, seiner »kleinen Heimat«, der Region von Białystok, spielen. Dort hat Janovič in seinem Heimatdorf Krynki ein Zentrum der belarussischen Kultur errichtet, bescheiden Villa Sokrates genannt, zusammen mit dem Maler Leon Tarasewicz, der ebenfalls stolz seine weißrussische Herkunft betont. Seit über zehn Jahren erscheint in Krynki der »Annus Albaruthenicus«, ein Jahrbuch mit Aufsätzen, Prosa-Stücken, Gedichten und Rezensionen, das eine hervorragende Übersicht über das Schaffen belarussischer Autoren und Intellektueller bietet. Überhaupt hat sich Polen seit Jahren als wichtiger Drehpunkt und Vermittler für die belarussische Literatur etabliert – in polnischen Zeitschriften und Verlagen erscheinen zahlreiche Übersetzungen der neuesten belarussischen Werke, und die polnische Presse informiert umfassend über die Vorgänge jenseits der Grenze, worauf die belarussischen Behörden gern auf ihre Art antworten. Der Korrespondent der überregionalen »Gazeta Wyborcza« zum Beispiel, Andrzej Poczobut, belarussisch: Andrej Pačobut, aus der im Länderdreieck Belarus, Litauen und Polen gelegenen belarussischen Provinzstadt Hrodno, wurde im März 2011 wegen seiner kritischen Berichterstattung verhaftet und zu einer mehrjährigen Gefängnisstrafe – mit Bewährung auf zwei Jahre – verurteilt. Doch Poczobut lässt sich nicht einschüchtern und berichtet weiter aus seiner Heimat.

Seit der Begegnung mit Janovič nahm ich jede sich mir bietende Gelegenheit wahr, um belarussische Autoren zu treffen – in Warschau, in Krakau, in

DOSSIER BELARUS

Danzig, in Sejny, in Lemberg, in Berlin, in Leipzig, wobei ich es allerdings nie schaffte, die Sprache zu erlernen, was ich mir bis heute vorwerfe. An Begegnungen in Österreich kann ich mich nicht erinnern, hierzulande scheint Belarus noch viel weiter weg zu sein als etwa in Deutschland. Dass »Literatur und Kritik« mir oder besser uns: Thomas Weiler und mir, Gelegenheit gibt, dieses Dossier zu präsentieren (ohne Thomas Weiler wäre es nie zustande gekommen!), kann ich gar nicht genug rühmen.

Ich glaube es war in Leipzig, wo ich Valžyna Mort kennen lernte, diese junge, hübsche, zarte Lyrikerin mit der unglaublich starken, originellen, überzeugenden Stimme, ohne Zweifel eines der größten Talente der gegenwärtigen belarussischen Literatur. Ihr Gedichtband »Tränenfabrik«, erschienen 2009 bei Suhrkamp, fand im deutschsprachigen Raum ein begeistertes Echo. Inzwischen lebt Valžyna in den USA und schreibt, zumindest teilweise, englisch. Bei unserer ersten Begegnung kritisierte die junge Lyrikerin die Attitüde mancher westlicher Kritiker, alles, was belarussische Autoren, sogar Lyriker, schrieben, primär auf politische Inhalte hin abzusuchen, auf eine Kritik am System Lukaschenka. Das bezeichnete Valžyna als großes Missverständnis – und als ungerecht den Autoren gegenüber. Es sei unannehmbar, dass sie ungefragt in die Rolle von politischen Kommentatoren, von Ideologen gedrängt würden. »Wer unsere Texte ausschließlich unter diesem Gesichtspunkt liest, der lässt sich vieles entgehen«, sagte sie mit traurigem Lächeln.

Damals lernte ich auch die Lyrikerin Volha Hapiejewa kennen – und Andrej Chadanovič, auch er vor allem als Lyriker bekannt, als Liedermacher, aber auch als Essayist und Übersetzer. Es hat mit der speziellen Situation der belarussischen Literatur, ihrer politisch bedingten Isoliertheit zu tun, dass die meisten belarussischen Autoren auch Übersetzer sind. Andrej traf ich später immer wieder, in Polen, in Deutschland, in Belarus. Erst vor kurzem las ich in der »Gazeta Wyborcza« – eine der wichtigsten Quellen, um mich über die Situation in Belarus, über die Repressionen, aber auch über die Literaturszene, Neuerscheinungen und Diskussionen, zu informieren – ein kluges Interview, in dem er seine Kollegen dazu auffordert, der bedrückenden politischen Situation mit Ironie zu begegnen. »Lachen hilft zu überleben«, sagt Andrej dort. Seinen Bekannten, die verständlicherweise Angst vor Repressionen hätten, sage er oft: wenn sie jemanden fürchteten, sollten sie sich ihn lächerlich vorstellen, so wie Harry Potter seinen Zauberspruch riddikulus verwende. »Dann wird auch aus Lukaschenka ein gewöhnlicher Clown, der er schließlich auch ist, und kein schrecklicher Voldemort.«

Die Weißrussen behaupten von sich selber gern, sie neigten nicht zu revolutionärem Überschwang, sondern seien eher in sich gekehrt und melancholisch. Mag sein, aber ich habe viele von ihnen als sehr humorvoll erlebt,

Valžyna Mort zum Beispiel, auch Andrej Chadanovič, der den Humor sogar als politische Waffe empfiehlt, oder den Autor, Künstler und Verleger Zmicier Višnioŭ, eine der führenden Gestalten der jungen unabhängigen Literatur in Belarus. Zmicier traf ich nach einer Lesung in Minsk, zu der mich das dortige Goethe-Institut eingeladen hatte. Er kam auf mich zu wie ein Wirbelwind, überschüttete mich mit einem Wortschwall in mehreren Sprachen gleichzeitig, deutsch, englisch, belarussisch, polnisch, wobei er scheinbar mühelos von einer Sprache zur anderen hüpfte, dazwischen lachte er viel, gestikulierte wild und drängte mir ein Glas Wein nach dem anderen auf. Mir schwirrte bald der Kopf ob der sprachlichen und thematischen Sprünge und Haken, aber ich fand ihn unterhaltsam und klug – und witzig. Im Herbst soll heuer das erste Buch Višnioŭs in deutscher Übersetzung erscheinen, »Das Brenneselhaus«. Es ist zu hoffen, dass es die gebührende Beachtung findet.

Das ist der belarussischen Literatur insgesamt zu wünschen. Endlich. Es wäre wirklich an der Zeit. Das folgende Dossier kann natürlich nur einen kleinen, subjektiven Ausschnitt bieten, ein paar Beispiele, Fragmente, die hoffentlich imstande sind, Neugierde zu wecken und die Lust auf mehr.

Alhierd Bacharevič

Tod

In seinem Aufsatz *Die drei Gewaltigen* begeistert sich Thomas Mann für Bismarck und bescheinigt ihm einen gargantuesken Appetit: »Zum Abendessen verschlang er einen halben Truthahn, trank eine halbe Flasche Cognac nebst drei Flaschen Apollinaris dazu und rauchte fünf Pfeifen danach.«

Mit Gargantua werden Politiker sonst selten verglichen, eher mit Tieren und Körperregionen, zuweilen auch mit anderen Politikern. Ein halber Truthahn, eine halbe Flasche Cognac und fünf Pfeifen pro Abend – in unseren moderaten Zeiten hätten Politiker keinerlei Aussichten auf eine solche Diät.

Ja, Politiker schrumpfen, nicht nur in Deutschland, und Schrumpfen ist auch das Beste, was ein Politiker für die Gesellschaft tun kann. Aber Bismarck, der stattliche bronzene Bismarck mit Schwert, der sich über dem Hamburger Hafen in den Himmel reckt und noch immer seine gesammelten Truthähne verdaut (im Stehen flutscht es besser), stammte aus einer anderen Zeit und war von anderem Schlag. In seiner Unersättlichkeit wurde der eiserne Kanz-

DOSSIER BELARUS

ler 83 Jahre alt und legte eine Karriere hin, dass Thomas Mann ihn, ohne mit der Wimper zu zucken, neben Luther und Goethe stellte. Der arme Tod hat den Kanzler auf den Bauernhöfen und Weiden Brandenburgs und in den preußischen Kasernen gesucht, während der von seinem Speisezimmer aus Europa drehte und wendete, wie es ihm gefiel, und das ein halbes Jahrhundert lang.

Ich bin weder Bismarck noch Thomas Mann, ich lebe in einer Zeit, in der der Konsum von Truthähnen, Tabak oder Cognac schon für sich genommen beinahe als Verbrechen gilt. Ich bin »träge und dick wie Prinz Hamlet. Was kann ich schon tun?« Nur auf dieser Seite herumhängen, www.wannschlaegt.dirdiestun.de, wie all die anderen jungen Thanatophobiker, die mit wonnigem Schauer dem Ruf des virtuellen Kuckucks lauschen. Erfahre dein Todesdatum! Schau dir das Ende des Buches an, es haben ohnehin schon alle gelesen. Aber noch ist es früh am Tag, 67 Benutzer auf der Seite, gegen Abend werden es viel mehr sein, am Morgen will noch keiner an Thanatos denken, am Morgen denkt man lieber an Eros, an Dollaros, Alkos, was wird der Tag noch alles bringen? Gut möglich, dass es der letzte sein könnte: www.esgehtzuen.de, www.timetosaygood.by. Wir kommen einfach nicht zur Sache, irgendetwas hindert uns daran, mit den Testfragen anzufangen, vielleicht die Werbung – Eros, Alkos, Dollaros und andere unvergängliche Werte.

Wäre der fünfunddreißigjährige Bismarck auf dieser Seite gelandet, um den teuren Ruf des Kuckucks zu vernehmen, er hätte ihm wohl nicht besonders viel zugebilligt. Unausgewogene Ernährung, Alkohol, Zigaretten, Stress... und nicht geimpft. Die Ärzte noch Dilettanten, der zähe Morgenglanz der Medizin. Und dann wird er mal eben 83 Jahre alt, nach fünf Pfeifen am Stück.

Der Heutige Politiker, der zwar nicht ganz Europa, aber doch einen Teil davon beherrscht, ist natürlich kein Bismarck, ist ein anderes Kaliber, mit anderen Essgewohnheiten. Und doch hat auch er etwas Bismarcksches an sich. Man möge sich für den Aufbau des Sozialismus ein Land suchen, um das es nicht schade ist, soll der eiserne Kanzler gesagt haben, so hat auch unser Held in weiser Voraussicht beschlossen, an uns zu experimentieren, die wir nicht weiter bedauernswert sind, wen kümmern schon die Trägen und Dicken?

Wir kennen uns nicht persönlich, aber was muss ich da entdecken: Er, der Heutige Politiker, bestimmt mein Schicksal, dreht und wendet es in seinem Speisezimmer wie der eiserne Kanzler den Spieß vor dem Abendessen. Dieser Heutige Politiker ist das Ungeheuer, das dafür sorgt, dass die »finsternen Zeiten« kein Ende nehmen, dass wir uns an einem immerwährenden Wintermorgen im Bett wälzen und vergeblich auf den Wecker warten. Er ist das

Krokodil, das bloß aus sportlichem Ehrgeiz die Sonne verschlungen hat – anstelle von Cognac und Truthahn, möchte man meinen. Er wird natürlich eines Tages sterben, genau wie ich, das ist wohl alles, was uns verbindet. Spannend ist der Zusammenhang zwischen den Daten unseres künftigen Todes, eine verborgene Korrelation, ein dünnes Fädchen, das nur bemerkt, wer darüber stolpert. Wenn ich also vor dem Bildschirm über das Datum meines Todes nachdenke, interessiere ich mich zwangsläufig auch für seines.

Ihr Körperbau?

Der des Heutigen Politikers ist ganz normal, gedrungen, stämmig. Und ich – ich bin träge und dick wie ... Ja, ich wiederhole diesen Satz gern noch einmal, er ist genial. Der Test folgt einer trivialen Logik: Dicke sind krankheitsanfälliger und sterben früher. Also minus zehn bis fünfzehn Jahre für mich und ein paar Pluspunkte für ihn.

Haben Ihre Eltern vor Ihrer Geburt geraucht?

Die Mütter bestimmt nicht, weder seine noch meine, pari.

Leben Sie in einer Stadt mit über 100.000 Einwohnern?

Ja, in dieser Hinsicht liegen unsere beiden Städte fast gleich auf. Aber ich bin Städter in dritter Generation, während er vom Land kommt, also gesünder ist, zwei Generationen gesünder. Gesundheit lässt sich leicht in Generationen städtischer Vorfahren messen, warum ist bloß noch keiner darauf gekommen?

Wie viele Tage im Jahr verbringen Sie im Grünen?

Im Grünen sind wir fast nie, wir sind beide viel beschäftigt, wir haben zu tun, wir lauschen angestrengt auf unseren Kuckuck, Tag für Tag, er genauso wie ich – auch wenn unser beider Hörvermögen nicht vergleichbar ist.

Sind Sie glücklich?

Ich antworte mit Ja. »Beglückt«, raunt mir der Heutige Politiker zu. Nein, sage ich. Einfach glücklich. Trotz alledem.

Wie fällt die Ökobilanz Ihrer Stadt aus?

Oh, meine Stadt hat angeblich beinahe die sauberste Luft auf dem ganzen Kontinent, im Vergleich zu den großen Industriestandorten, versteht sich. Seine graue Hauptstadt rangiert irgendwo am unteren Ende der Liste. Hier nehme ich also Revanche. Zufall.

Welcher Arbeit gehen Sie nach, geistiger oder körperlicher?

Leider einer geistigen. Vielleicht würde ich sogar gern körperlich arbeiten, aber das lässt meine körperliche Verfassung nicht zu. Geist ist eine Art Behinderung, eine Sonderform der Selbstverstümmelung.

Welchen Bildungsgrad haben Sie?

Einen beschissenen, der vermutlich nur nach der Etage benannt ist, in der ich mein Examen abgelegt habe. Von dort oben konnte ich den gesamten

DOSSIER BELARUS

Lenin-Platz überblicken, und Lenin höchstselbst hat auf mich gezeigt, als wollte er mich bloßstellen oder hätte er ausgerechnet mich für eine geheime Mission auserkoren. Alles, was ich weiß, habe ich mir selbst beigebracht. Er hingegen hat gleich mehrere dieser höchsten Bildungsabschlüsse, er ist mehrfach behindert. Nach der Logik des Tests bringt körperliche Arbeit zusätzliche Lebensjahre, während geistige einen aus dieser schwankenden, abschüssigen Tabelle herausfallen lässt. Und so falle ich...

Also sind Sie nun glücklich?

Ja.

Treiben Sie Frühsport?

Als erstes stecke ich mir morgens eine Pfeife an und sitze dann lang vor dem Computer, klicke mich durch Seiten wie www.ewigejagdgruen.de. Und er? Er ist ein bekannter Sportler, er treibt nicht nur selbst Frühsport, auch das Leben seiner Untertanen ist eine einzige nordkoreanische Gymnastikübung. Besonders gern lässt er seine übergewichtigen Beamten antreten, kürzlich ist so ein armes Schwein sogar an dieser Anstrengung gestorben, obwohl der Tod ihn doch erst in zwanzig Jahren hatte holen wollen. Er spielt gern, besonders gern spielt der Heutige Politiker den Tod, so wie die Kinder zu Halloween. Schießen, toben, mit fremder Schippe im Sand buddeln und Leichen verscharren – so spielt das ewige Kind. Noch einmal zehn Punkte für ihn und eine Arschkarte für mich.

Und da sagen Sie, Sie seien glücklich? Ohne zu schießen, ohne Sport zu treiben, ohne Sandkastenspielchen? Mit Ihrer Arschkarte?

Ja.

Gehen Sie regelmäßig zu Vorsorgeuntersuchungen?

Ich hasse Ärzte und Vorsorgeuntersuchungen. Ich fürchte mich vor dieser Abhängigkeit, in die sich der Patient begibt, vor dem postmedizinischen Syndrom, der krankhaften Fixierung auf das Gemurmel des eigenen Organismus.

So wenig ein Mensch, der durch Kreis- und Bezirksgerichte geschleift wurde, jemals den Film des Juristischen, den eigenwilligen Charme der Kanzleien abstreifen kann, so wenig wird ein eifriger Patient die Wolke von Krankenhausgerüchen wieder los werden, den Schatten des hässlichen Patientenegoismus, der allen Arztbesuchern eigen ist. Und Er ist zweifelsfrei der Patient Nr. 1 im Land – na aber, na aber, als Schatz der Nation. Die es nicht gibt.

Haben Sie Familie?

Ja, habe ich. Ist das der Lebenserwartung nun ab- oder zuträglich? Unterm Strich steht sicher eine runde Null. Denn all das Positive, das die Familie mit sich bringt, wird durch den familienbedingten Stress neutralisiert. Ihm

fehlt diese Null. Ich freue mich nicht über die bloße Tatsache, ich freue mich für diejenigen, die seine Familie hätten werden können, es aber nicht wurden.

Sind Sie nun glücklich?

Ja.

Mal angenommen. Was sind Sie für ein Charakter?

Ruhig, träge... Wie Hamlet... Ein altmodischer Melancholiker. Aber ich bin von seinem nordischen Typus weit entfernt. Emotionale Entspannung ist in meinem Charakter nicht vorgesehen, diese Runde geht an ihn. (Nicht die Hand reichen, bloß nicht die Hand reichen, Er ist so gut wie tot, noch ein kleines bisschen.)

Sind Ihre Vorfahren alt geworden?

Nein. Keiner hat Bismarcks Alter erreicht.

Gab es in Ihrer Familie Erbkrankheiten?

Aber sicher. Weiter, weiter, das Ende ist nah.

Trinken Sie Alkohol? Wie oft? Was?

Ja, ich trinke beinahe täglich, Hochprozentiges, aber in Maßen, nur so viel, dass ich die finsternen Zeiten überstehe und in der Eiseskälte nicht erfriere. Das ist freilich bloß eine dieser unsinnigen Rechtfertigungen, die Alkoholiker so grandios beherrschen. Von Ihm war unlängst zu erfahren, er vertrage keinen Alkohol. Damit hat er schon wieder gewonnen. Hundert Punkte für den Politiker!

Rauchen Sie?

Ja, ich rauche, ich bin mir meiner Verkommenheit und der moralischen Fallhöhe bewusst, und ich pfeife drauf. In finsternen Zeiten braucht man ein Licht, und sei es das kümmerliche, schwankende Irrlicht in der warmen Pfeife. Er ist übrigens Nichtraucher, aus religiösen Gründen.

Sind Sie nun glücklich?

Ja.

... glücklich?

Ja. Ein glücklicher Idiot.

Wie oft haben Sie Sex?

Mal überlegen. Vielleicht fünfmal die Woche. Dann wieder vier- oder zweimal. Sterile Wochen kommen auch vor. Ich bin überzeugt, dass es bei ihm seltener ist.

Warum glauben Sie das?

Das glaube ich nicht, das weiß ich. Bei aller Respektlosigkeit gegenüber Freud – er hat die Macht, einen guten Sex-Ersatz, Macht, eine fescche Kunststoffvagina, von der man kaum noch loskommt.

Haben Sie ein gutes Gedächtnis?

Ich hatte mal eins. Ich konnte mir seitenweise Texte einprägen, alle Infor-

DOSSIER BELARUS

mationen waren, einmal im Hirn angekommen, bei Bedarf jederzeit abrufbar. Aber Spirituosen, Tabakkonsum und die Jahre haben ihren Tribut gefordert. Sein Gedächtnishaushalt ist bestens in Schuss. Besonders der Nachtragshaushalt. Weiß der Kuckuck, ob es günstiger ist, sich schlecht zu erinnern oder schlecht vergessen zu können.

Leiden Sie an Verstopfung?

Was?

Verstopfung.

Nein.

Sie sind also glücklich?

Ja.

Ende des Textes. Noch ein Klick, dann wissen wir endlich: Wann? Wir nehmen das jetzt todernst, so sind die Regeln. Ein dämlicher Wettstreit, ausgerufen von den finsternen Zeiten... Es wird wohl einen lachenden Dritten geben, nicht mich oder ihn, sondern einen, der sich solchen Testfragen nie stellen würde. www.nocheinpfeifchen.com...

Wir holen tief Luft und setzen dann, das Gesicht abgewandt, wie ein Fan beim alles entscheidenden Strafstoß, den letzten Klick. Langsam schlagen wir die Augen auf. »Schicken Sie eine SMS an die Nummer...«, verlangt ein teilnahmsloser Tod irgendwo in Kasachstan. Fluchend googeln wir die Auslandsvorwahl für Kasachstan. Wir schicken die Scheiß-SMS ab, keine Antwort, alles Lug und Trug, und erst mitten in der Nacht, wir schlafen längst (den Kulissen nach in einer Folterkammer), spielt das Handy plötzlich die Nationalhymne.

»sind si gluklikh?« fragt der Tod und leuchtet uns blau in die Augen.

Und wir suchen in dieser undurchdringlichen Finsternis leise schimpfend nach den richtigen Tasten und tippen wieder und wieder:

»JA«.

*Aus dem Belarussischen
von Thomas Weiler*

Aus: Malaja mēdyčnaja ēncykljapēdyja Bacharėviča. Praha: Radyė Svaboda 2011. 9-17

Uładzimir Niaklajeŭ

Der Drache

Der Sarg mit Cimoch Niłavič Makiej wurde neben dem Grab auf zwei Böcken abgestellt, die plötzlich zusammenbrachen, weil sie, über lange Jahre Regen und Schnee ausgesetzt, morsch geworden waren, obendrein war Cimoch Niłavič ein stattlicher Mann gewesen. Der Sarg stürzte zu Boden, und Cimoch Niłavičs Körper kullerte vom Lehmhügel ins dichte Gebüsch an der Einfriedung des Gottesackers. In diesem Moment setzte Schneeregen ein, alle hatten es mit einem Mal eilig und wurden unruhig; und weil keiner mitbekommen hatte, dass der Sarg nun leer war, wurde der Deckel geschlossen und der Sarg ohne den Toten begraben.

Es war Spätherbst, fast schon Winter, und das dichte Gebüsch war kahl. Cimoch Niłavič wurde allmählich durch und durch nass, weshalb er aufstand. Da sah er, dass man ihn unter einem Kreuz mit der Aufschrift »Makiej Cimoch Niłavič, 11. 11. 1959–11. 11. 2009« beerdigt hatte; er hatte also genau ein halbes Jahrhundert auf dieser Welt verlebt, wo es Menschen gab, die imstande waren, einen Sarg ohne den Toten zu begraben, nur weil sie sich im Schneeregen nicht erkälten wollten. Zehn Jahre hatte er noch bis zur Rente.

Er schlich um das Kreuz herum und betrachtete einige Zeit beglückt sein schönes Bild mit der Trauerbinde, dann machte er sich auf den Heimweg, da er als Nichtbeerdigter auf einem Friedhof nichts zu suchen hatte.

Zu Hause öffnete ihm keiner. Wie gewohnt, suchte er in allen Taschen nach dem Schlüssel, ohne ihn jedoch zu finden, weshalb er dachte, es habe schon etwas für sich, Verstorbene ohne Schlüssel zu beerdigen, man könne ja nie wissen... Auch die Nachbarin war nicht zu Hause, und ihre Tochter, die energisch zur Musik aus ihren großen *Headphones* rockte, sagte, die Mutter sei mit Tante Renia im Café »Liebe Sonne«, zu einer Trauerfeier, weil Tante Renias Mann an Herzversagen gestorben sei; es sei doch komisch, dass er, der Verstorbene, das nicht wisse. Im Übrigen warnte Ania, die Tochter der Nachbarin, ihn noch, er solle sich in Acht nehmen, denn in den meisten Thrillern, die sie in letzter Zeit gesehen habe, begegneten die Menschen Geistern mit zunehmender Grausamkeit, sie verstümmelten diese, ja brächten sie sogar um. Sie, Ania, sei der Meinung, diese Tendenz im Film hänge direkt mit der wachsenden Brutalität in der Welt zusammen. Die Menschen würden sich immer teuflischer benehmen.

Cimoch Niłavič begriff, dass Ania ihn für einen Geist hielt, und fragte sie,

DOSSIER BELARUS

was sie von ihm halte: Ob er tatsächlich ein Geist sei oder ihr das nur so vorkäme, worauf Ania erwiderte, sie wolle sich darüber keine Gedanken machen, es sei ihr nämlich egal. »Sie waren im Leben zwar ein stattlicher Mann«, sagte die Tochter der Nachbarin, unablässig weiter rockend, »aber irgendwie unscheinbar – gerade so wie ein Geist.«

Auf dem Weg zum Café »Liebe Sonne« begegnete Cimoch Niłavič Dzijana Šviatkoŭskaja, die er seit der Studienzeit nicht mehr gesehen hatte, weshalb Dzijana auch nicht wusste, dass er gestorben war. Früher einmal war Cimoch Niłavič in die schöne Dzijana verliebt gewesen, und sie ihrerseits in den stattlichen Cimoch; aber er hatte sich nie mit ihr verabredet und sie auch nie zum Kaffee eingeladen, was er nun nachholte.

Im Café fand sich kein freier Tisch mehr, deshalb nahmen sie an der Trauertafel Platz. Renia rückte schluchzend beiseite: »Setz dich, Dzijana, siehst du, jetzt ist Cima von uns gegangen, und damals haben wir uns seinetwegen zerstritten, nun gibt es niemand mehr, um den wir uns zanken müssten.« Dzijana setzte sich und sagte: »Mein Mann, Renia, ist auch gestorben...«, dann heulte sie mit Renia los. Cimoch Niłavič überlegte eine Weile und setzte sich dann zwischen die beiden, sonst würden sie sich noch den ganzen Abend gegenseitig etwas vorjammern, so dass man nicht zum Reden käme. Mit Renia hatte er freilich genug geredet, aber mit Dzijana würde er sich gern unterhalten. Zumal ihr Mann verstorben war.

»... und so hat er, von allen unbemerkt, seine Pflichten erfüllt, so dass alle erstaunt waren, wenn die Arbeit getan und aus einem Vorhaben ein Projekt geworden war«, beschloss der stellvertretende Direktor des Projektinstituts, in dem Cimoch Niłavič gearbeitet hatte, seine Trauerrede; und Cimoch Niłavičs Kollege, Ingenieur Stašanski, fügte hinzu, er habe fast zwanzig Jahre mit dem Verstorbenen Schreibtisch an Schreibtisch gegessen und könne sich nicht erinnern, dass dieser ihn je bei der Arbeit gestört hätte – so unauffällig habe der Tote alles erledigt.

Nun erhoben sich alle, mit Ausnahme des Institutsdirektors, der weder zur Beerdigung noch zur Trauerfeier gekommen war, einer nach dem anderen von der Trauertafel, priesen Cimoch Niłavič und wünschten ihm, die Erde möge ihm leicht sein. Cimoch Niłavič ließ sich von diesen Worten nicht allzu sehr täuschen, denn wenn er jetzt nicht bei seiner eigenen, sondern Stašanskis Trauerfeier gegessen wäre, wäre er aufgestanden und hätte ähnliche Worte gesprochen. Er hätte zwar nicht behauptet, dass Stašanski ihn zwanzig Jahre lang nicht gestört hätte – denn Stašanski hatte ihn in Wahrheit sogar ziemlich gestört –, aber Cimoch Niłavič hätte gesagt, dass ihn diese Störung nicht weiter gestört habe. Dabei war es wohl ausgerechnet Stašanski gewesen – der angeblich der Berater des Institutsdirektors war, diesem aber in

Wahrheit vor allem ins Hinterteil kroch –, der dem Direktor eingeflüstert hatte, er brauche zur Verabschiedung von Cimoch Niłavič Makiej nicht zu erscheinen – ein einfacher Ingenieur sei schließlich keine Persönlichkeit, der ein Direktor das letzte Geleit geben müsse.

Auf dem Platz, den der Direktor an der Trauertafel hätte einnehmen sollen, saß die Nachbarin, die sich nun erhob und sagte, Cimoch Niłavič sei ein wunderbarer Nachbar gewesen.

»Ich habe ihn geliebt«, sagte Dzijana neben ihm, als Nächste. »Und wenn er mir gestanden hätte, dass auch er... Aber... Sogar heute hat er mich eingeladen, ohne ein Wort zu sagen. Ich wusste nicht, dass er gestorben ist... Er ist unbemerkt durch mein Leben gegangen, möge die Erde ihm leicht sein.«

»Und doch war noch ein Rest Leben in ihm, als sein Herz stehen blieb...«, seufzte die Sekretärin des stellvertretenden Direktors, die ihn, als seine Sekretärin, überallhin begleitete, selbst zu Trauerfeiern.

Irgendwie hatte Cimoch Niłavič das Gefühl, Dzijana habe nicht wirklich gesagt, was sie eigentlich sagen wollte. Jedenfalls nicht alles. Aus einem unbestimmten Grund kränkte ihn das. Er versuchte, ein wenig von Dzijana abzurücken, näher an Renia heran – die aber drückte ihm ihren Ellbogen in die Seite, als wolle sie sagen: Jetzt bist du tot, also bleib mir vom Leib.

Warum sich Renia nicht anlehnen wollte, wurde ihm nach der Trauerfeier klar, als er sich wie gewohnt kurz nach ihr auf den Heimweg machte. Stašanski hatte ihr angeboten, sie nach Hause zu bringen, und nun sah er, wie die beiden sich fast an jeder Straßenkreuzung küssten, wie Studenten, ohne auf die Nachbarin zu achten, die sich hinter ihnen her schleppte.

Stašanski wollte sogar mit ihr in die Wohnung gehen, doch die Witwe hatte offenbar Gewissensbisse und verwehrte ihm das: »Er ist noch hier, wart' wenigstens noch eine Nacht...«

»Und du, Cmok?«, fragte Stašanski, als sie zu zweit auf der Straße standen. »Wo willst du jetzt hin?«

Seit seiner Kindheit trug Cimoch Niłavič den Spitznamen »Cmok«, »der Drache«. Dabei sah er gar nicht wie ein Drache aus und hatte auch sonst nichts von einem Drachen an sich. Doch der Name blieb an ihm kleben, selbst noch nach seinem Tod.

Cimoch Niłavič zuckte die Schultern: Er wusste wirklich nicht, wo er jetzt hin sollte.

»Zu Dzijana vielleicht?« ermunterte Stašanski ihn, der Cimoch Niłavič loswerden wollte. »Oder zur Nachbarin...«

Cimoch Niłavič hatte keine Veranlassung, die Nachbarin aufzusuchen. Er hatte gehört, dass fast alle irgendwann einmal etwas mit ihren Nachbarinnen

DOSSIER BELARUS

hatten – er aber nicht. Es war vorgekommen, dass sie ihn, wie unter Nachbarn üblich, gebeten hatte, ein Regal anzubringen oder einen Wasserhahn zu dichten; danach hatte sie ihm stets ein Gläschen eingegossen und ihn erwartungsvoll angeblickt; doch Cimoch Niłavič trank nicht, selbst bei seiner eigenen Trauerfeier hatte er keinen einzigen Tropfen getrunken.

»Zu Dzijana«, sagte Cimoch Niłavič, und Stašanski klopfte ihm auf die Schulter: »Recht so! Nach so vielen Jahren...« Dann streckte er ihm eilig die Hand zum Abschied entgegen und erkundigte sich: »Kommst du morgen zur Arbeit?«

»Ich muss wohl«, sagte Cimoch Niłavič und drückte Stašanski die Hand, obwohl er das lieber vermieden hätte. »Hab ich jemals gefehlt...?!«

»Bei dir weiß man nie«, Stašanski klopfte ihm mit der anderen Hand auf die andere Schulter. »Wenn man nicht genau hinschaut, sieht man gar nicht, ob du überhaupt da bist... Warum haben sie dich eigentlich ›Drache‹ genannt?«

»Weil ich drei Köpfe habe«, entgegnete Cimoch Niłavič, der nicht übel Lust verspürte, Stašanski mit dem einen Kopf anzuspucken, ihm aus dem anderen Feuer entgegen zu speien und mit dem dritten... Mit dem dritten...

Wozu braucht ein Drache eigentlich seinen dritten Kopf?

Auf dem Weg zu Dzijana verlief sich Cimoch Niłavič, denn es war bereits finster, und er kannte den Weg zu Dzijana nicht. Wie er so umherirrte, landete er unverhofft auf dem Friedhof – genau vor seinem Grabhügel. Er schlich um das Kreuz mit der Aufschrift »Makiej Cimoch Niłavič, 11. 11. 1959–11. 11. 2009«; genau ein halbes Jahrhundert hatte er also auf dieser Welt gelebt, wo es Menschen gab, die imstande waren, einen Sarg ohne den Toten zu begraben, nur weil sie sich im Schneeregen nicht erkälten wollten.

Der Schneeregen hatte aufgehört. Cimoch Niłavič betrachtete noch einige Zeit beglückt sein schönes Bild mit der Trauerbinde, dann legte er sich ins Gebüsch, um dort zu übernachten. Am Morgen stand er auf und ging zur Arbeit. Zehn Jahre hatte er noch bis zur Rente.

19./20. 02. 2009, Moskau-Minsk

*Aus dem Belarussischen
von Steffen Beilich*

In: Dziejasłoŭ 39, 2/2009, S. 45–48. Und Centr Eüropy. Apaviadanni, apoviesci. Minsk: Knihazbor, 2009; Vybranyja tvory. Minsk: Knihazbor, 2009.

Siarhiej Kalenda

Tolik

Die zwölfte Stunde kriecht langsam voran bis zur Mittagspause. Vasia arbeitet wie immer draußen auf dem Hof. Wenn er bis zwölf fertig gekehrt hat, muss er noch eine Stunde verträdeln, bis er Pause machen kann. Dann schreitet er seine geputzten Ländereien ab, begutachtet die Qualität seiner Arbeit und den Zustand des Rasens und der Sträucher.

Vasia trinkt nur selten, wofür ihn die Hausverwaltung und auch die Anwohner schätzen.

Er geht also wie immer mit einem Müllsack und einem langen, angespitzten Stab umher, spießt Papier, Zigarettenpackungen und Chipstüten auf und inhaliert dabei den bitteren Rauch der Viceroy-Zigaretten.

Da plötzlich – ein Schlag, er fasst sich an die Brust, an die Kehle, an den Kopf, das Licht verschwimmt, lodert in grellen Farben. Vasia murmelt kaum hörbar »Hilfe!«, statt eines Wortes erklingt nur ein schwerfälliges, tiefes Grunzen, die Stimme verebbt irgendwo im oberen Teil der Lunge.

Vasia denkt, dass doch immer alle von den Bildern aus dem Leben sprechen, die im Moment des Sterbens oder eines Schlaganfalls vor dem inneren Auge vorbeiziehen. Doch er sieht keine Bilder, alles verschwimmt nur vor seinen Augen. Also ist das vielleicht gar nicht der Tod. Müllsack und Spießstab fallen ihm aus den Händen, nur die Zigarettenkippe bleibt zwischen den fest zusammengepressten Lippen kleben. Vasia fällt auf den soeben gekehrten Weg und denkt: »Es ist nicht alles schlecht im Leben, wenigstens liege ich nicht im Dreck.«

Die Nachbarin von oben, die gerade aus dem Haus kommt, sieht den orange-farbenen Arbeitsanzug des Hausmeisters und ahnt sofort Schlimmes, da Vasia bekanntlich kaum trinkt und nicht einfach so hinstürzen würde, schon gar nicht betrunken.

Also ruft sie sofort mit dem Mobiltelefon die »Schnelle Medizinische Hilfe«.

Die »Schnelle« macht ihrem Namen alle Ehre und ist nach vier Minuten und zweiunddreißig Sekunden zur Stelle.

Eine Trage, Vasia ist rasch im Wagen, überall Tröpfe, Verbände, Stethoskope, das Bewusstsein ist klar – er wird gerettet.

Doch was ist mit ihm? Keiner antwortet, weder der Arzt, noch die Schwester, auf beiden Gesichtern steht nur leise Verwunderung geschrieben, und dazu die klägliche Hoffnung auf das Krankenhaus, wo die Untersuchungen Klarheit schaffen sollen.

DOSSIER BELARUS

Mit blau-rotem Blinklicht rast die »Schnelle« durch die Stadt, heult von Zeit zu Zeit an den Kreuzungen auf, damit auch die dümmsten Autofahrer ausweichen können.

Tempo, Warnlicht, Hupen, der Motor dröhnt – der Fahrer versteht sein Handwerk und ist zufrieden mit sich, Geschwindigkeit und Autos sind sein Hobby.

Da kracht es, der Wagen zieht nach links, dann nach rechts, verliert an Geschwindigkeit und bleibt schließlich an einer belebten Kreuzung liegen, wie ein rot-weißer Vorwurf gegen die Automobilindustrie.

Der Fahrer stürzt förmlich aus der Kabine und reißt mit einem Handgriff die Motorhaube auf...

Keilriemen gerissen! Und er hat noch gesagt, es sei höchste Zeit, ihn zu wechseln!

Der Sanitäter springt hinten aus der »Schnellen«, wirft sich förmlich vor die vorbeifahrenden Autos, um eines zum Anhalten zu bewegen, schließlich geht es um Leben und Tod. Doch die Autos brausen ohne anzuhalten vorbei, die Fahrer schimpfen aus den Fenstern, was hat der Sanitäter da auf der Straße herumzuspringen.

Der Sanitäter läuft ein paar Minuten auf und ab und kehrt schließlich zur Krankenschwester im Wagen zurück, wischt sich keuchend den Schweiß von Stirn und Brille und fragt, wie es um Vasia steht.

Die Schwester verzieht zynisch den Mund und sagt: »Naja, ist nicht sein Tag heute. Armer Hausmeister. Ist echt nicht sein Tag. Scheiße.«

Vasias Bewusstsein will sich damit jedoch nicht abfinden!!! »Verflucht soll er sein, dieser beschissene Keilriemenhersteller!« Es waren seine letzten Worte.

Siebenhundert Kilometer entfernt, in Russland, steht Tolik wie immer an der Maschine und stanzt Keilriemen für »Gazel« und andere Kleinbusse, da greift er sich mit der rechten Hand an die Brust, und sechs Sekunden später ist er tot.

19. 05. 2009

*Aus dem Belarussischen
von Tina Wünschmann*

Aus: Pomnik atručanyh ljudzjam. Apavjadanni, minijacjy. Minsk: Halijafy 2009. 183–185

Paviel Ancipaŭ

7. November

Auf einmal ist der 7. November.

Und Großmutter Teresa hat vergessen, das Blatt von ihrem Abreißkalender abzureißen. Am Morgen ist Großmutter Teresa wie gewöhnlich um fünf aufgewacht und in die Küche gegangen. Da schaut sie auf den Kalender und sieht, dass der 5. November ist.

Moment mal, sagt da der aufmerksame Leser, was denn bitteschön für ein 5. November? Wenn doch der siebte ist, dann müsste, berücksichtigt man das vergessene Blatt, auf dem Kalender zwangsläufig die 6 stehen. Stimmt genau, lieber aufmerksamer Leser. Aber du hast offenbar nicht bedacht, dass Großmutter Teresa so vergesslich ist, dass sie am sechsten auch schon vergessen hat, das Blatt abzureißen.

Also, nun denkt sich die Großmutter: »Eieiei, da lebst du auf dieser schönen Erde vor dich hin und rums ist der 5. November. Ach, Leben, es ist, als ob du verfliegst... Und auch wieder nicht. Man ist noch kaum geboren, weiß noch gar nicht, dass man lebt, und schon ist der 5. November. Und was ist nun zu tun?«

So denkt sich Großmutter Teresa und beschließt, nichts zu tun. Das ist doch auch zu gemein, da kommt sie gerade in die Küche, und schon piesackt sie der Kalender, hier, schon der fünfte, Oma, sieh zu, dass du in die Gänge kommst. Soll er doch piesacken wen er will, Großmutter Teresa wird ihn jedenfalls nicht weiter beachten. Sie dreht einfach das Radio auf und legt sich ins Bett, lauscht und erinnert sich an ihr ganzes Leben bis hin zu diesem 5. November.

So feierte Großmutter Teresa Weihnachten zwei Tage später und starb dann auch zwei Tage nach dem vorgesehenen Termin. Kein Riesengeschenk am Lebensende, aber immerhin zwei Tage. Das hätte wohl keiner ausgeschlagen. Ich jedenfalls nicht.

*Aus dem Russischen
von Thomas Weiler*

Aus: Studija 12/2008

Ihar Sidaruk

Der fliederfarbene Bus

Jetzt ist Sense, Männer! Rein in den Bus, Abfahrt!«

Die Männer, die gerade im Hof ein totes Ferkel zerlegten, wandten sich unwillig um. An der Straße stand ein schäbiger, sonderbar fliederfarbener Bus. Keiner hatte gehört, wann und von wo er gekommen war. Hinterm Steuer saß ein schwächtiger Fahrer, der sich mechanisch Maisflips in den Rachen warf.

»Und wohin?« fragte der Älteste gereizt, während er das Ferkel geschickt an den Hinterläufen wendete.

»Wohin wohl?« Er warf wieder ein paar Flips ein. »Ihr seid verhaftet, kapiert?«

»Waaas?« Nun richteten sich die Männer auf und kamen, die Messer bedrohlich gezückt, auf den fliederfarbenen Bus zu.

»Dampf ab, wenn dir deine Reifen lieb sind!«

»Und deine Visage!«

»Pass bloß auf, Drecksack!«

Ungerührt zerknüllte der Fahrer die leere Packung und schnippte sie über den Lattenzaun in ein Gemüsebeet.

»Soll das eine Drohung sein? Ich bin von Amts wegen ... Dafür könnt ihr ... Wisst ihr ja selber. Oder ist euch das zu hoch?«

Die Männer blieben stehen und rückten näher zusammen. Finster blickten sie den Fahrer an.

»Sieh zu, dass du verschwindest.«

»Du störst. Wir haben zu tun.«

»Aber echt, sieh zu, dass du Land gewinnst. Wir sagens dir im Guten.«

»Ihr könnt mich mal im Guten ...«, brüllte er plötzlich und lief rot an. »Rein in den Bus, verdammt, wo bin ich denn? Braucht ihr noch eine Ex-traeinladung? Also gut. Ihr werdet schon sehen! Schwachköpfe!«

Im Mundwinkel des Fahrers bildete sich weißer Schaum, vermischt mit Maispartikeln. Es sah ganz so aus, als würde er im nächsten Moment eine Luger aus dem Achselholster ziehen. Doch anscheinend wusste der Fahrer um sein Temperament, er wischte sich mit dem Handrücken den Schaum ab und fixierte die Männer grimmig.

Diese standen unschlüssig nebeneinander.

»Wer hat das gesagt?« brach es schließlich aus dem Jüngsten heraus.

»Was?« Der Fahrer schien nicht zu begreifen.

»Dass wir verhaftet sind.«

»Ach so.« Er wirkte mit einem Mal desinteressiert. »Befehl...«

»Von wem?« beharrte der junge Mann.

»Vom Staat, verflucht!« brauste der Häftling in der Fahrerkabine erneut auf, und wieder trat ihm der Schaum vor den Mund.

»Ganz ruhig, ganz ruhig.« Der zweite der Männer zog den Kopf zwischen die Schultern. »Zeig uns erst mal das Papier...«

»Was für ein Papier? Ich zeig dir gleich dein Papier!« brüllte der Fahrer noch lauter. »Du kannst bei mir Papiere sammeln, bis du schwarz wirst!«

»Was haben wir denn getan, dass man uns plötzlich vom Fleck weg verhaftet?« fragte der Älteste und machte einen Schritt zurück, er hielt das Schlachtermesser jetzt nicht mehr so drohend. »Wenn es um das Ferkel geht, das ist von uns, hier vom Hof...«

»Von wegen Ferkel«, grinste der Fahrer schief. »Es geht um... Euren Schweinkram. Also marsch in den Bus, Männer!«

»Ein ganz großer Scheiß ist das!« ärgerte sich der Jüngste und feuerte seine Mütze auf die Erde. »Fahren wir und regeln das!«

Eine Weile standen die Männer noch unschlüssig herum, dann stiegen sie mit bedauernden Blicken auf das zerlegte Ferkel schweigend in den Bus.

Die Tür schloss sich mit grässlichem Quietschen. Der alte Motor schnaubte und fauchte, der Fahrer rotzte durchs offene Fenster und setzte den Bus in Gang.

Unweit des Dorfes blieb er mit einem lauten Knall abrupt am Rande eines Roggenfeldes stehen. Auf einem kleinen Hügel machte inmitten unnatürlich blauer Kornblumen ein jugendliches Pärchen... Kurz und gut, die beiden liebten sich. Sie liebten sich heftig und lautstark, ohne ihre Umgebung wahrzunehmen. Der Fahrer würgte den Motor ab, sprang aus dem Bus und warf die Tür hinter sich zu.

»Im Namen des Gesetzes! Die Papiere!«

»Welche Papiere?« Der nackte Junge löste sich eilig von seiner Freundin. »Wer sind Sie überhaupt?«

»In den Bus! Aber zackig! Alle beide!« blaffte der schwachbrüstige Fahrer und schlug dem Jungen die Faust ins Gesicht.

»Was für ein Bus? Wer sind Sie überhaupt?!« stammelte der Junge und wischte sich eine dünne Blutspur vom Kinn.

»In diesen hier! Den da!« Der Fahrer hämmerte gegen die metallene Flanke seines Fahrzeugs.

»Was fällt Ihnen ein?« rief das Mädchen erregt, das vom Kornblumentepich aufgesprungen war und hastig seine verstreuten Kleider zusammensuchte. »Wer gibt Ihnen das Recht...?«

DOSSIER BELARUS

»Ha! Wer gibt das Recht!« grölte der Fahrer. »Der hat's gegeben, der hat's genommen!« Wieder schlug er gegen den fliederfarbenen Bus. »Na hopp, hopp! Anziehen! Die da oben«, er hob den Zeigefinger, »warten nicht.«

»Sie, Sie...« Sie suchte nach Worten angesichts des forschenden Auftretens dieser halben Portion. »Wir werden uns über Sie beschweren!«

»Mhm«, nickte der Fahrer. »Fahren wir. Sie können sich später beschweren, Frollein Bürgerin...«

»Wer...« wollte der Junge noch einmal ansetzen, doch da riss dem Fahrer endgültig der Geduldfaden, und er packte ihn kräftig an den Haaren: »Hast du immer noch nicht genug, du Arschgeige! Dir werd ich zeigen, mit wem du es zu tun hast! Du bespringst mir kein Weibchen mehr, nicht mal einen Broiler!«

»Nicht, wir kommen ja schon! Aber lassen Sie ihn los!« flehte das Mädchen.

»Was soll ich mit dieser Scheiße!« fluchte der Fahrer und schubste den Jungen mit einem kräftigen Stoß von sich weg.

»Wir kommen ja schon...«, stammelte das Mädchen, das nicht in seinen Rock hineinfand. Endlich war es geschafft, es knöpfte sich mit zitterigen Fingern die Bluse zu, klammerte sich an die Schulter des kreidebleichen Geliebten und blieb starr stehen, bis der wütende Fahrer wieder in seine Kabine gestiegen war. Der Junge, der immer noch nicht richtig angezogen war, stieg als erster ein und zog seine Freundin hinter sich in den Bus.

Der Bus fuhr an, und das Roggenfeld mit den blauen Einsprengseln der Kornblumen zog ein letztes Mal an ihren Augen vorbei.

Eine Gruppe alter Frauen in weißen Kopftüchern schlurfte gemächlich an der Straße entlang zum Friedhof. Zunächst schenkten sie dem laut röhrenden, klapprigen Bus hinter ihnen keinerlei Beachtung. Doch als der Straßenstaub neben ihnen aufwirbelte und sie den Bus schon fast im Nacken hatten, drückten sie sich panisch an den Straßenrand. Der Bus drosselte das Tempo und verfolgte die alten Frauen. Sie begannen zu kreischen, ruderten mit den Armen und drängten sich noch weiter an den Straßenrand. Aber der Fahrer, dessen versteinerte Miene nun hinter der Frontscheibe deutlich zu erkennen war, nahm den Fuß nicht vom Gaspedal. Da fingen sie an zu laufen.

Mit lautem Geheul und kleinen Trippelschritten, die ihre alten, kurzen Beine noch hergaben, hetzten sie schwer atmend und taumelnd am Straßenrand entlang. Wenige Schritte vor dem Friedhof geriet eine der Frauen ins Straucheln und blieb zurück. Die anderen hörten nur einen dumpfen Schlag, als hätte jemand einen Sack Kartoffeln vom Speicher auf den Boden geworfen. Keuchend und nach Luft schnappend retteten sich die verzweifelten Frauen hinter die Friedhofsumzäunung und suchten verzweifelt hinter Kreuzen und Gräbern Schutz. Unablässig hupend fuhr der Bus hinter ihnen her und stieß

mit metallischem Kreischen einige Grabsteine um. Kreuze knickten, ein Scheinwerfer zerbarst. Mit hervorquellenden Augen sprang der Fahrer aus seiner Kabine, starrte mit offenem Mund auf den Scheinwerfer und brüllte dann, vor Wut rasend, die alten Frauen in ihren weißen Kopftüchern an:

»Jetzt hat sich's ausgerannt, ihr Hupfdohlen!«

»Was ... Du ... Du hast uns ja ... ganz ...«, die Frauen hechelten und japsten.

»Ausgerannt sag ich, alte Vetteln! In den Bus, los!«

»Wohin? Was soll das? Du hast uns gejagt wie das Vieh! Und unsere Vulanačka hast du totgefahren!«

»Ihr kommt auch noch dran! Wir fahren los, elende Misthippen! Wegen euch ist jetzt das Licht im Arsch! In den Bus, hab ich gesagt!« brüllte der Fahrer, sein Gesicht war kalkweiß geworden.

»Vulanačka!« überkreischte ein ausgemergeltes Weiblein sein Gebrüll. »Was hat sie dir getan?«

»Mutwilliger Widerstand gegen die Verhaftung, darum, elender Kalkhaufen!«

»Was für ... Verhaft ...«, sie klappte den Mund auf und zu wie ein Fisch.

»Ganz recht! Verhaftung! Widerstand ist zwecklos. In den Bus jetzt, Sakrament, wie oft denn noch«, sagte der Fahrer plötzlich wieder mit dieser tiefen Erschöpfung in der Stimme, die schon vorher zu hören gewesen war. Er schien die Frauen kaum mehr zu beachten.

Die Frauen wischten sich mit den Zipfeln ihrer weißen Kopftücher über die eingefallenen Augen und stiegen mit hängenden Schultern, verstört, aber gefügig, in den Bus.

In der Kleinstadt, die der Bus eine halbe Stunde später erreichte, war alles ruhig. Nur im Kindergarten, der mit seinen Türmchen und kleinen Häusern malerisch am Rande des Städtchens gelegen war, tobten und lärmten Kinder, beaufsichtigt von einer fülligen Erzieherin. Das Gittertor war offen, und schon stand der Bus zwischen Schaukel und Sandkiste. Der Fahrer öffnete das Seitenfenster und zielte mit dem abgekauten Nagel seines Zeigefingers direkt auf die Erzieherin:

»Die ganze Bagage! Los!«

»Was, los?« fragte sie perplex.

»Na los, los. Für euch hab ich auch ... Also Abfahrt!«

»Wohin denn? Wer? Ich?« Die Frau ließ sich in den Sand sinken. Aus Versehen setzte sie sich dabei auf einen der Kleinen, der gleich losbrüllte wie am Spieß. »Ist gut, ist gut«, versuchte sie ihn zu beruhigen.

»Du. Und dein ganzer Kinderkram. Alle.« Offenbar war der Fahrer es leid, langwierige Erklärungen abzugeben, deshalb kaute er nur lustlos auf einem Maisflip herum, den er auf seinem Sitz gefunden hatte.

DOSSIER BELARUS

»Was ... Wie kommen Sie dazu ... Und die Eltern? Und ... Nein, wir fahren nirgendwo hin!« entschied die Erzieherin, die nun wieder fest auf beiden Beinen stand.

»Die Eltern auch«, erwiderte der Fahrer, als hätte er den kategorischen Ton ihrer Worte gar nicht bemerkt. »Alle fahren.«

»Aber ich ...« setzte die Erzieherin wieder an, da sprang der Fahrer plötzlich wie von der Tarantel gestochen aus seiner Kabine, krallte sich wie eine ausgehungerte Zecke in den üppigen Busen der Frau und zerrte sie so im Rückwärtsgang in den Bus.

»Aber du ... Du ...« Im Winkel seiner blau angelaufenen Lippen schäumte es. Er spuckte der Erzieherin ein dermaßen hässliches Wort ins Gesicht, dass sie über und über errötete. »Du bist verhaftet, du Drecksau! Kapiert?«

Widerwillig fügte sie sich dem Fahrer. »Kinder, Kinder ... Nicht weinen. Steigt in den Bus. Der Onkel hat sich vertan. Keine Angst. Wir fahren los und kommen wieder zurück. Und nach Hause ... kann ich ... euch ... dann ... Aber bitte nicht weinen!«

Kaum hatte sie das gesagt, da heulten die Kinder schon los. Sie schniefen, jaulten, krächten. Sie weinten aus Angst vor diesem spillerigen Onkel, der ihre Hanna Chalimonaŭna in seinen schrecklichen fliederfarbenen Bus geschleift hatte und wollte, dass sie auch hineinkletterten.

»Aus! Schnauze halten!« brüllte der Fahrer. Die angstvoll aufgerissenen Augen Hanna Chalimonaŭnas waren wie gebannt auf das Busfenster geheftet, dann schaute sie zur hinteren Tür, durch die der Fahrer die verheulten und verschmierten Rabauken in den Bus warf. Sie stolperten in den aufgeheizten, stickigen Innenraum, ein jammerndes Häufchen Elend über das andere. So gut sie konnte, versuchte die Erzieherin die Kleinen zu beruhigen, die anderen Insassen gingen ihr ein wenig zur Hand und verteilten die Kinder notdürftig auf die freien Plätze. Eine der alten Frauen fing an, für alle Kinder zu beten und fragte jedes nach seinem Namen, aber kaum eines der dünnen Stimmchen antwortete ihr.

Rumpelnd sprang der Motor an, der fliederfarbene Bus knatterte und bebte, der Fahrer fluchte, die Kinder heulten unentwegt. Da machte der Bus einen Satz, geradewegs durch den sorgsam angelegten Sandkasten, und ließ einen verwaisten Kindergarten zurück.

Bis in die Nacht hinein befüllte der Fahrer seinen Bus mit Verhafteten. Einen verdächtigen Elektriker riss er mit Steigeisen und Ketten kurzerhand vom Telegrafmasten, zwei Weiber standen quatschend an der Straße, ein Mann mit grauen Schläfen war gerade dabei, an seinem Saporoschez einen kaputten Reifen zu wechseln, auf einem Gehöft, auf dem kein normaler Mensch hätte leben können, war eine Familie offenbar braver Kulaken in den

Kartoffeln, ein Stück weiter verkaufte ein dürres Weiblein an der Straße Pepping-Äpfel aus einem Eimer, am Waldrand kamen ein hagerer Papa, die pralle Mama und ihre beiden staksigen halbwüchsigen Töchter aus den Pilzen, ein buckliger Alter trieb mit seinem Gehstock eine Herde Kühe über die Straße, die dümmlich zu muhen anfangen, als der Fahrer ihn in den Bus prügelte, die Tankwartin und Kassiererin einer einsamen Tankstelle konnte nicht begreifen, wie sie denn, bitteschön, hier alles unbeaufsichtigt zurücklassen sollte, und überhaupt würde sie nirgendwohin fahren und dann vielleicht nicht einmal mehr zurückkommen (?!), ein Dorfbriefträger flog nach dem wutschnaubend gebrüllten Befehl des Busfahrers von seinem Fahrrad: »Halt an, Dreckwanze, verrecken sollst du!« Zuerst wollte er sich mit dem Rad in den Bus quetschen, ließ es aber, nachdem er zwei Schneidezähne eingebüßt hatte, im saftigen Gras am Straßenrand zurück, eine Rüben-Brigade reagierte zuerst überhaupt nicht auf das Geschrei des Fahrers, die Leute wussten ja noch nicht, oh nein, sie wussten noch nicht, mit wem sie es hier zu tun hatten, und dass man nicht einfach irgendwie, und dass man nichts auf die leichte Schulter, von wegen, in einem Städtchen saß ein Schlaumeier mit Brille, offenbar ein ausgesprochener Überzeugungstäter, lesend auf einer Bank, vielmehr tat der Mistkerl nur so, als lese er Zeitung, und in einem Café, in das der Fahrer geradewegs mit seinem Bus hineinplatzte, versuchten drei bleiche Bedienungen sogar, sich mit einem Kasten alten Biers freizukaufen...

Und das waren noch nicht alle. Der Bus war dermaßen überfüllt, dass man Knochen knacken hörte, jemand brüllte wie angestochen, ein paar Kinder heulten immer noch, doch von den meisten war, eingeklemmt zwischen fremden Tanten und Onkeln, kein Laut mehr zu hören. Verzerrte, plattgedrückte Gesichter klebten an den Scheiben, viele Augen suchten nur noch das Weite.

Der Fahrer war inzwischen heiser, seine Flüche wurden immer derber, er drückte die Verhafteten mit der Schulter in den vollen Bus und half hier und da auch mit dem Knie nach, um sich schließlich mit dem ganzen Körper gegen die Tür zu werfen.

Inzwischen war die Dämmerung hereingebrochen.

* * *

Die große Stadt tauchte unerwartet vor den Businsassen auf.

Der einzige verbliebene Scheinwerfer schnitt wie ein Dolch in die Landschaft. Hochhäuser traten aus dem Dunkel, nächtliche, graue Gespenster. Da beugte sich der Fahrer plötzlich zum Handschuhfach und holte nach einigem Wühlen eine neue, noch ungeöffnete Packung Maisflips heraus. Ohne den

DOSSIER BELARUS

Blick von der Straße zu lösen, riss er die Packung auf, die er mit einer Hand ans Lenkrad gepresst hielt.

Überall, vor jedem Haus, jedem Eingang, in jedem Hof standen Menschen. So weit das Auge reichte. Der Nachtwind fuhr leicht unter ihre weißen Gewänder. Keiner sagte ein Wort. Alle warteten schweigend, dass er sie holte, zur langen Reise, zur langen Reise, zur Reise durch die dunkle Nacht, im fliederfarbenen Bus.

Oktober 1998, Kobryń

*Aus dem Belarussischen
von Thomas Weiler*

Aus: Kwadratnaja varona. Apovedy. Polacak, Horadnja, Kobryń: Časopis Kalos'se 2000. 80-86

Sakrat Janovič

Hańdzias Begräbnis

Hańdzia hatte Glück mit dem Tod: Sie starb so leise, wie sie gelebt hatte. Sie schied zur rechten Zeit aus der Welt: Haus und Hof waren bestellt, und es würde wohl auch ohne sie weitergehen.

Die Frauen, die sich zu ihrer Beerdigung einfanden, benedieten Hańdzia. Das Haus stand tadellos da, ebenso der neue Stall, die Tenne mit zwei Dreschböden und der große Garten; sie, die Fleißige, musste sich vor Gott nicht schämen. Alle betrauernten sie, und die Kinder würden sie in guter Erinnerung behalten; sie hatte nicht lang leiden müssen.

Es war gut, auf so einem Hof zu sterben!

Die Männer standen reglos und betrachteten wehmütig die gekämmte, sauber gekleidete Entschlafene, mit einem Anflug von Bitternis, als blickten sie ohne Stolz auf das eigene Leben zurück...

Verabschiedet wurde Hańdzia ohne Jammern und Wehklagen, in nachdenklicher Stimmung, von Alten und Jungen. Beim Trauermahl schaute nicht einmal Liter-Antak zu tief ins Glas, und alle bewunderten den schön geschmückten Anhänger, auf dem der Sarg bis zum Friedhof gebracht worden war, ja

sogar noch den Traktor, der, einem vor Kummer störrisch gewordenen Pferd gleich, immer wieder gestreikt hatte (bei der Schmiede in Łapy musste der Lenkbolzen ausgewechselt werden). Die Schwiegertochter verfiel an Hańdzias Grab in kurzes Schluchzen, schön anzusehen, zartfühlend irgendwie, mit einem leichten Zucken des Kinns; hoch gewachsen stand sie da, in einem Kleid aus kostbarem schwarzen Stoff, Lackschuhen und einer amerikanischen Löckchenperücke unter dem Schleier. Der Sohn aber, was soll man sagen: Wie ein echter Direktor sah er aus (er hatte es im Handel mit Kälbern zu etwas gebracht).

Es war wie in einem Film über das einstige Leben auf Gutsherrenhöfen.

Hańdzia wurde – später – ein Grabmal errichtet, mit einem Engel über dem Kreuz; ein Schmied aus Białystok hämmerte eine eiserne Tafel zurecht und machte Rosen aus Blech daran fest. Im Dunkeln leuchtet dort nun ein Lämpchen, angeschlossen an einen Akkumulator mit einem automatischen Schalter.

Hańdzia hatte keinen Grund zur Klage: Sie hatte Not erfahren, aber auch Wohlstand, zu guter Letzt!

Hat man je gesehen, dass jemand aus unserem Dorf so zu Grabe getragen wurde?

Hańdzia war die erste.

*Aus dem Belarussischen
von Steffen Beilich*

Sakrat Janovič: Sciana. Raman. Apaviadanni. Mastackaja litaratura, Minsk 1997. 137

Viktar Marcinovič

Paranoia (Romanfragment)

Alle im folgenden geschilderten Begebenheiten sind rein fiktiv, die Figuren haben zu keiner Zeit in einer Realität jenseits des vorliegenden Textes existiert. Jegliche illegitime Gleichsetzung mit historischen oder lebenden Personen erfüllt einen Straftatbestand und kann nach internationalem und nationalem Recht geahndet werden. Zur Vermeidung ungewollter Straftaten ruft der Autor dazu auf, von der Lektüre dieses Buches Abstand zu nehmen, wohl wissend, dass er es im Grunde besser gar nicht erst zur Niederschrift gebracht hätte.

Anatoli erwachte auf der Seite – seine Hand, eben noch voller Schnee, der ihm wie Sand durch die Finger geronnen war und dort, im Traum, etwas Zeitliches, etwas mit Fließen, Rinnen, Tempo und Endgültigkeit hatte symbolisieren sollen, war eingeschlafen. Mit der anderen Hand befühlte er die tauben Finger, unter denen gerade noch die Zeit zerflossen war, und der ganze Arm meldete bis hinauf zur Schulter feine Nadelstiche, er musste ihn neben sich ablegen und durfte ihn vorerst nicht berühren, damit statt der Zeit wieder Blut durch seine Adern strömen konnte.

Sein Zimmer, in dessen vergessenem Hinterhof das Sofa parkte, erinnerte weder an eine gotische Halle, noch an eine Höhle, das Morgenlicht ließ es in seiner ganzen prosaischen Gemütlichkeit erstrahlen, und er dachte zum wiederholten Mal, das Wort »Renovierung« hätte schon etwas für sich, etwas Frisches, Kerniges, das einen mit der Tapete an die Wände des Lebens kleistert. Seine Tapeten hatten sich jedoch an den Stoßfugen gelöst und eingerollt, die Zugluft ließ am Lüster ein zartes Fädchen baumeln, an dem eine wagemutige Spinne surfte, und wegen dieser eingerollten Tapeten und der Spinne am Lüster, die seinen gesamten Bezug zur Wirklichkeit ausmachten, musste er die Fernsehleute zum Interview immer ins Café bitten. Denn wenn das Publikum erfuhr, in welchem Umfeld seine Texte geboren wurden, wäre es von ihnen enttäuscht. Sein Nachdenken über den Spinnfaden und die hässlichen Tapeten in Zusammenhang mit seinem Bezug zur Wirklichkeit resultierte natürlich aus der Aufregung des vorigen Tages.

Die Erinnerung an ihren Blick stimmte ihn traurig. Als hätte sich seiner Atmung neben dem üblichen Ein und Aus eine weitere Bewegung hinzugesellt, die nun Ameisen der Ungeduld über seinen ganzen Körper krabbeln ließ,

Ameisen der Änderungswut, und wenn er nur stärker in der Wirklichkeit verankert wäre, hätte es unweigerlich mit einer Renovierung geendet. Doch so wanderte mit jedem geistigen Atemzug, der nicht mit seiner physischen Atmung übereinstimmen wollte, der Text, gestern noch bloß Motiv, ein Stück weiter den Hals hinauf.

Das war natürlich wunderbar, denn gestern hatte Anatoli, da noch kein fertiger Text im Posteingang des Übersetzers lag, ein langes englisches Telefonat mit dem Redakteur des amerikanischen Hochglanzblattes führen müssen, das diesen Text nach vier Sätzen Inhaltsangabe eingekauft hatte. Dabei war beiden klar, dass der willkürliche Aufbau der Marke Anatoli Newinski, der den bescheidenen Ruhm in seiner Heimat weit übertreffen würde, nichts mit einem besonderen Interesse an Anatolis durch die Übersetzung ohnehin gezauster Prosa zu tun hatte, sondern allein mit dem weltweiten Interesse an der Marke Murawjow und dem Status des Landes, das dieser als »letzter Diktator Europas« regierte. Wie der deutsche Literaturagent, der sich um seine Texte kümmerte, gesagt hatte: »Die heutige Zeit ist insofern besonders, als Antiutopien nach ganz realen Stoffen geschrieben werden können. Man braucht sich kein ›1984‹ mehr auszudenken, man muss bloß die Augen aufmachen.« Hier fanden sich nach wie vor Motive, die Westeuropa oder den USA schon im 16. Jahrhundert ausgegangen waren. Das gemäßigte, satte Leben hatte keinen Sinn für shakespearsche Leidenschaften. Hierzulande berichteten die Zeitungen noch täglich von Verrat und Edelsinn, von Heldennut und Niedertracht, und die Leser wollten wissen, was die Menschen am Leben hielt, was sie empfanden, wie sie liebten und was sie beim Blick in den nächtlichen Himmel dachten, aber die Beantwortung dieser Fragen überstieg die Möglichkeiten der Zeitungen, und hier kam nun Anatoli ins Spiel. Da er noch nie an einem MfS-Verhör beteiligt war, dürften seine Blicke in den Nachthimmel im Großen und Ganzen mit den Nachthimmel-Ansichten des MfS übereinstimmen.

Doch in seinem Kopf kreisten und waberten bereits die Worte, das verwirrte Menschlein im sonnendurchfluteten Saal wollte sich von einer Tintenklecksfigur auf gelblichem Hintergrund in Substantive, Adjektive und Verben verwandeln, wollte in ihnen Form annehmen, das musste jetzt nur noch alles korrekt und ohne zu kleckern den Tasten verklickert werden – erst einen Flaum wirrer Haare zeichnen, dann das lächerliche Gestell der Brille, die die Augen auf das Dreifache vergrößert, die gefalteten Greifhände mit den schmerzlich verkrümmten Fingern. Die Verben wollten in der richtigen Reihenfolge angeordnet sein: er setzte sich, sprang auf, hub an, wischte, zitterte, es hämmerte, erstarb, hüpfte, knarrte. Die aus dem Vorabend erwachsene Trauer half Anatoli, das rechte Maß zwischen korrekt und inkorrekt zu finden, sie beließ

DOSSIER BELARUS

die Sprache lebendig, asymmetrisch und offen, sodass sich die Bedeutung des Gesagten erst im Leser selbst ausformte.

Er trat an die Bank, von der aus sein Lieblingsstudent mit ihm diskutiert hatte, er setzte sich auf seinen Platz, taxierte die Perspektive und versetzte sich in ihn hinein, er erinnerte sich an ihren letzten Disput im voll besetzten Hörsaal über die Rolle des Brutus in der Geschichte mit Caesar – der Student war gut vorbereitet gewesen und hatte sich neben dem obligatorischen Plutarch eigenmächtig noch wer weiß was angelesen und ständig auf Sueton verwiesen, aber Sueton hatte dem Menschlein im Professorenpullover nicht gefallen. Sueton hatte nämlich die Dinge allzu oft beim Namen genannt, dabei ging das doch nicht in Historienfragen. Das ging insgesamt nicht. Nein, es ging nicht. So bitte nicht. Bitte wie Plutarch. Und sie hatten gestritten, und der Hörsaal war natürlich auf Seiten des vorlauten Jungen gewesen, der sich über die Autoritäten hinwegsetzte, und schnell und unvermeidlich kamen sie von Brutus und Caesar zum Ministerium für Staatssicherheit, und der Student sagte »Murawjow«, und er sagte noch einmal »Murawjow«, und allein das konnte den Professor seinen Lehrstuhl kosten – im Hörsaal saßen natürlich ein paar »Zivile«, schon am Ende der Pause würde der Prorektor für Ideologie Bescheid wissen, und der Professor wusste, dass der Prorektor es wissen würde, und er wollte den Studenten laut zurechtweisen, er solle es nicht auf die Spitze treiben, und in der Pause, als die Stunde um war, schauten sie beide durch die riesigen Hörsaalfenster in den Hof, durch die Fenster mit den angetrockneten, schräg verlaufenden Schlieren, und der Tonfall war jetzt ein anderer, wie zwischen Vater und Sohn, niemand hörte mit, und der Professor pflichtete ihm wieder und wieder bei, flehte ihn jedoch an, sich öffentlich von diesen abenteuerlichen Vergleichen mit der blutigen Antike zu distanzieren, das täte der Wahrheit keinen Abbruch, und er könnte weiter studieren, doch der Student erklärte, die Infamie beginne bereits mit dem ersten und einzigen Verrat, und natürlich hatte er Recht. Und der Professor legte ihm die Hand auf die Schulter und dachte, wenn er einen erwachsenen Sohn hätte, dann wäre er wie sein Lieblingsstudent. Oder genauer, wenn er je einen Sohn gehabt hätte und dieser dank seiner Erziehung derart physisch resistent gegen jegliche Niedertracht geworden wäre, dann wäre er stolz auf ihn, und fast hätte er ihm gesagt, dass er ja Recht habe und ihn mit Stolz erfülle, aber aussprechen konnte er es dann doch nicht, das nicht.

Das Problem war eben, dass – ja, sein Lieblingsstudent aus der dritten Bank von oben links hatte völlig Recht, und der Professor konnte dem Lehrstuhl all die Jahre nur vorstehen, weil er Verrat übte, weil er schwieg und denen, die reden wollten, das Maul stopfte mit der Phrase: »Politik hat im Hörsaal

nichts verloren«, dabei ging es nicht um Politik, sondern um die Antike und die Parallelen, die sich ganz zwangsläufig ergaben, wenn man über Caligula und Nero las und wusste, wie Murawjow ... – aber so geht das nicht, nein. Man sollte die Geschichte der Antike aus dem Lehrplan streichen und alle anderen Geschichten gleich mit, dann wäre alles klar und logisch, dann müsste er nicht diese grausamen Entscheidungen fällen, müsste kein Verräter mehr sein. Er berührte die Fensterscheibe, vor der er damals mit seinem Studenten gesprochen hatte – ein trübes Abbild seiner Stirnfalten und ein netzartiges Haarlabyrinth blieben darauf zurück – so ans Fenster gelehnt, stand der Professor nach seiner Vorladung ins Rektorat und dieser kurzen, zynisch ausgesprochenen Bedingung: am Abend des nächsten Tages musste einer der beiden, der Student oder der Professor, dieses Gebäude endgültig verlassen haben, endgültig und ohne Aussicht auf Rehabilitierung, und der Prorektor mit dem aufgeschwemmten Gesicht und den maßlosen, zum Platzen prallen violetten Lippen, hatte ihm noch verraten, der beste Exmatrikulationsgrund sei ein versäumter Unterrichtsbesuch. Sein Lieblingsstudent hatte für das Wort »Murawjow« in einem noch peinlicheren Disput bereits im vergangenen Winter fünfzehn Tage abgesessen, nun aber war klar, dass er nicht willens war, »das Studium mit dem nötigen Ernst zu betreiben« (klar war eigentlich, dass er auch weiterhin das Wort »Murawjow« aussprechen würde, und ihn nichts davon würde abhalten könnten), die versäumten Vorlesungen zur Geschichte der Antike konnten nicht kompensiert werden, folglich sah sich die Universität außer Stande, ihn sein Studium fortsetzen zu lassen. Das hatte nichts mit Politik zu tun. Es war eine reine Leistungsfrage – er weiß nicht mehr, ob der Prorektor oder er selber im nächtlichen Selbstgespräch in der ewigen Einsamkeit (seine Frau war vor sieben Jahren gestorben) seiner winzigen Küche sich diese Formulierung ausgedacht hatte. Er hatte sich ja selbst eingeredet, dass bei dieser Exmatrikulation keinerlei Politik im Spiel war, es war eine reine Leistungsfrage, deshalb war er auch unerbittlich geblieben, als der Student nach dem Telefonanruf zu ihm gestürmt kam, um sich zu verabschieden und seine Bücher abzugeben, er hatte sich abgewandt und darauf beharrt, dass der Universität nichts vorzuwerfen sei, und er hatte säuerlich die Mundwinkel herabgezogen, als das Jüngelchen ihm ins Gesicht warf, die Universität sei genauso Bestandteil des Systems wie seinerzeit der Volkstribun Gaius Helvius Cinna, der für Caligula ein Gesetz erarbeitet hatte, das diesem die Verfügungsgewalt über alle Frauen zusprach, um ihm möglichst viele Nachkommen zu sichern. Der Professor hatte das Gespräch wieder auf die Versäumnisse des Studenten gebracht und war in verstaubte Kanzleifloskeln verfallen (»Es hat Ihnen an Strebsamkeit gemangelt, junger Mann«, »Voraussicht wäre angezeigt gewesen«), rückblickend erkannte er, wie jämmerlich er

DOSSIER BELARUS

geklungen hatte, und der Student hatte ihn verflucht, frei heraus, hatte ihn mitten in sein bebendes Gesicht hinein einen Feigling genannt, und er rührte in seiner Küche eine halbe Ewigkeit in seinem Tee, und das Geräusch schien ihm ein erbauliches, wachsendes Echo zu erzeugen. Der Student wurde ohne Aussicht auf Rehabilitation exmatrikuliert und sofort zum Wehrdienst eingezogen, und das hatte auch sein Gutes. Diese Tatsache garantierte dem Professor, dass sie sich für längere Zeit nicht sehen würden, dass ihn das Gesicht des Studenten in der Menge nicht an den Vorfall erinnern würde, und das war doch beruhigend. In anderthalb Jahren wäre die willkürliche Fügung »Vernachlässigung universitärer Pflichten« zum unbestreitbaren, schicksalhaften Monolithen erstarrt, sodass niemand mehr an diese Vorkommnisse zurückdenken oder gar darüber diskutieren würde. Vielleicht würden sie sich sogar treffen und heimlich anfreunden, der Student würde ihm wohl verzeihen, der verständige Junge würde einsehen, dass ihm, dem Professor, keine andere Wahl geblieben war. Aber nun musste er, unmittelbar bevor er diesen sonnendurchfluteten Hörsaal betrat, erfahren, dass sein Lieblingsstudent... Seine Mutter hatte es ihm gesagt, sie hatte im Dekanat angerufen und ihn, den Professor, zu sprechen verlangt, also wusste sie noch nicht, dass er es war, der ihn exmatrikuliert hatte, sie wusste es nicht, weil sein Student ihm nicht mehr böse war, ihm schon vergeben hatte, wer hätte das gedacht. Die Mutter rief an und verlangte ihn zu sprechen, keinen anderen, und er nahm den Hörer, und sie heulte ihm vor, was geschehen war, als gäbe es auf der großen, weiten Welt nur noch sie beide – den Professor und sie. Zwei Kugeln. Die eine hat ihm die Wirbelsäule zerschmettert, die andere die Lunge perforiert. Sie hatten es nicht einmal mehr bis ins Krankenhaus geschafft. In seiner Einheit hieß es, der Vorfall habe sich bei der Vorbereitung zu einer Schießübung mit Maschinenpistolen ereignet, aber was denn für Maschinenpistolen, Herrgott, er war doch noch nicht einmal vereidigt – sie haben ihn umgebracht, einfach umgebracht, sie haben ihn eingezogen, um ihn umzubringen, und haben ihn exmatrikuliert, um ihn einzuziehen und umzubringen, ihn zu erschießen oder totzuschlagen, und sie haben einen Sarg geschickt, zugeschweißt, aus Metall, und darin »rumpelt etwas«, als hätten sie ihm den Kopf abgetrennt. Und er ist leichter als ihr Sohn, vielleicht ist gar nicht ihr Sohn drin, und der Professor sagte alles, was sie hören wollte, dass das Rumpeln von seiner Schirmmütze oder sonst etwas stammen könne, und dass sie sich nur einbilde, der Sarg sei leichter, und sie fiel ihm ins Wort und stammelte, offenbar ganz außer sich, der Sarg sei aus schwerem Stahl, sie hätte bereits versucht, ihn mit dem Dosenöffner aufzubekommen, sie wolle ihren Sohn sehen, sie könne ihn nicht beerdigen, ohne ihm die Augen geschlossen zu haben, und daraus sprach ein so unmittelbarer, urtümlicher Horror, dass er auch nicht

mehr weiterwusste, und jemand, der offenbar neben ihr stand, schritt ein und suchte sie zu beruhigen, und sie beruhigte sich, Gott sei Dank, sie hörte auf damit. Er wusste nicht mehr, wer von ihnen aufgelegt hatte, er wusste nur mehr, dass die Beerdigung morgen war, um 12 Uhr, und dass er nicht zu dieser Beerdigung gehen konnte, weil dort mit Sicherheit das Wort »Murawjow« fallen würde, und Menschen dort wären, die eigens kommen würden, um es fallen zu hören. Und dass er doch zu dieser Beerdigung gehen musste, denn wenn er sich nicht von ihm verabschiedete ... Wenn sein Student ihm nicht verzieh ... Dabei war ihm nicht mehr zu verzeihen, er würde sich selbst nie verzeihen, dass man seinen Jungen umgebracht, ihm einfach das Leben genommen hatte, statt Diskussionen, Überredungsversuchen und Geschrei ein beendetes Leben, und jetzt musste er beerdigt werden, und die Mutter will den Sarg öffnen, aber man lässt das nicht zu, das ist doch ein Sakrileg, Vandalismus, man müsste sie anrufen und sagen, sie soll aufhören damit, es ist doch ohnehin klar, wenn sie ihn in einer Metallkiste bringen, ist nichts mehr zu sehen, nicht doch, aber so kann er nicht über ihn reden, über seinen Studenten, in diesen Kategorien, er hat doch hier gesessen, in dieser Bank, die dritte von oben links und hat gelächelt wie sein Sohn, als der Professor diesen Scherz über Neros Mutter machte, den er seit siebzehn Jahren regelmäßig erzählte, das ist doch ein gruseliges Remake einer Geschichte aus dem neuen Testament, in der der Schüler der wahre Lehrer ist, während er, der Professor, durch die Prüfung fällt. Und jetzt musste er auf jeden Fall zu dieser Beerdigung. Er konnte auf keinen Fall zu dieser Beerdigung. Er schaut zur Tafel, die mit Wörtern und Linien übersät ist (»Vernachlässigung universitärer Pflichten«, »unliebsame Vergleiche«, »ich habe versucht, ihn davon abzubringen«, »keinerlei Politik«, »nicht kompensierbar«) und begreift, dass ihn, trotz allem, keine Schuld trifft und dass er tatsächlich machtlos war. Die angetrockneten Schlieren am Fenster sind noch genau so, wie sie sie gemeinsam gesehen haben, und jetzt muss er die Brille absetzen, weil alles verschwimmt und er nichts mehr sieht, und draußen auf dem Hof spielen Kinder – Anatoli spürt, wie sich Substantive, Adjektive und Verben in Bilder zurückverwandeln, die schwieriger zu fassen sind, und die Bilder in ein Motiv, das am Leben zu halten immer schwieriger wird. Er würde es besser ein anderes Mal zu Ende bringen, noch drei bis vier Sätze, rund und klar, und die kurze Floskel, die die Zeitschrift unweigerlich hineinredigieren würde – er wollte sie weglassen, aber sie würden sie einbauen und noch aufs Titelblatt setzen, und wegen dieser fünf Worte, based on a true story, verkaufte sich dann die Zeitschrift besser. Diese true story war eine Datei auf seinem Desktop, zusammengeklaut aus den Online-Nachrichten des vergangenen Monats, ohne die Schlüsselbegriffe zu verändern: »Hochschule«, »Hör-

DOSSIER BELARUS

saal«, »Diskussion über Murawjow«, »Exmatrikulation«, »Wehrdienst«, »ungeklärter Todesfall«. Ein Leben, literarischer als die Literatur.

Sein Körper vibrierte noch vor Erregung, die eben getippten Wörter und Wendungen huschten wie kleine elektrische Entladungen über ihn hin, die in ihrer Vagheit besonders klaren Ausdrücke ließen ihn erzittern, sie bestätigten die Annahme, Literatur sei mehr als Geschichtschreiben, nämlich ein energetischer Vorgang.

Er musste sich die Beine vertreten, frische Luft schnappen, außerdem – und das begriff er erst, nachdem er sich von der Tastatur losgerissen hatte – war sein Motiv über sie gestolpert, über den Traum, dass sie beide ... Nein, nicht das Pronomen »sie«, nur die Erinnerung an ihre Augen, ohne die Annahme, diese Augen könnten in ein erkennbares, erreichbares Feld des Gemeinsamen übergehen. Zitternd warf er sich rasch etwas über. Jetzt musste er sich aus den Fängen der Worte befreien, sich distanzieren, umso erfüllter würde später die Rückkehr zu seinem Motiv sein. Seine Erregung ging vom geschriebenen Wort auf die gestrigen Erlebnisse über, die Erzählung mündete ins Leben, wie tags zuvor das Leben in die Erzählung gemündet war und sie stellenweise besonders eindringlich hatte werden lassen.

Draußen funkelte, floss und krächzte alles. Die Krähen waren zurück. Anatoli huschte zur Hofeinfahrt und spürte den Sawrassow* in sich, bereit, die Leinwand über und über in die leuchtenden, transparenten Farben des Frühlings zu tauchen, und er dachte, dass das Bild besonders viel Azur aufweisen müsste – im Himmel oben, im Himmel, der in den kahlen Bäumen hing, im Himmel in den Pfützen, im Himmel der vom Tauwasser blankgeputzten Fensterscheiben. Eine der Birken schien ihm ganz à la Sawrassow zu sein, es fehlte nur noch die kleine Kirche im Hintergrund, aber deren Part könnte genauso gut diese ...

Sein munterer Gedankengang stolperte über einen schwarzen Audi A8, in dem sich kein Himmel spiegelte. Der Audi wirkte zwischen den vertrauten Kastanien so deplatziert wie ein Galgen auf einem Kinderspielplatz. Mit seinen getönten Scheiben stand er in einiger Entfernung vor einem Hauseingang, das markante -KE auf dem Nummernschild war mühelos zu erkennen. Auf der massigen rechten Flanke prangte eine kurze Funkantenne, der Motor lief nicht. Vielleicht wohnte der Fahrer ja hier, in diesem Aufgang, vielleicht frühstückte er gerade und hatte den Wagen vor dem Fenster geparkt. Nein, diese Limousine mit den getönten Scheiben war heute zum ersten Mal in seinen Hof geglitten, noch dazu mit undefinierbarem Ziel, und durch die dunkle Tönung war nicht zu erkennen, ob jemand drinnen saß, zumindest ein Fahrer. Am unangenehmsten aber war, dass man nicht einfach stehen bleiben und sich das Auto ansehen konnte, das wäre verdächtig, sie könnten ihn, falls

sie tatsächlich jemanden von diesem Aufgang abholten, am Ende auch noch mitnehmen, da er das Auto so erschrocken anstarrte, wer wusste schon, in welcher Verbindung er zum Festgenommenen stand. Der Audi war erschreckend und anziehend zugleich, Anatoli meinte, im Vorbeigehen müsste seine Angst sich verflüchtigen, wenn er erst die vielen rührenden Einzelheiten erkannte: einen Kratzer auf dem linken Kotflügel, ein Zweiglein in der Radkappe, eine Schmierspür auf der verdreckten Fahrertür, sicher wies auch der Mantel des Fahrers einen heimlichen, lustigen Fleck auf. Der Fahrer beißt gerade in sein Käsebrot, während seine Frau den Mantel zu reinigen versucht und ihm für seine Achtlosigkeit wieder einmal den Kopf wäscht... Aber nichts dergleichen, das Auto war, wie immer bei ihnen, frisch gewaschen und poliert, auf der Kühlerhaube hätte seine Frau gefahrlos weiße Hemden bügeln können, falls diese Leute überhaupt verheiratet waren. Keine Kratzer, keine Macken und natürlich auch keine abgeknickten Zweiglein in der Radkappe, nichts, was aus dem Audi ein ganz gewöhnliches Fahrzeug gemacht hätte. Stattdessen eine rechteckige Sondergenehmigung mit Schrägbalken und dem rätselhaften Kürzel »DUP 56 – spez.« Und weiter, nicht mehr ganz so rätselhaft: »Zugang ohne Einschr.« Durch die geschwärzte Windschutzscheibe waren nicht einmal die Umrisse des Lenkrads auszumachen. Aber nun hieß es weitergehen, ohne sich umzusehen, und trotzdem sah er sich um, als er schon um die Hausecke bog, er sah sich noch einmal um. Und ständig die bohrende Frage – hatte er diesmal mit seiner Erzählung den Bogen überspannt? Würden sie ihn vorladen und verhören oder, schlimmer noch, verurteilen wegen »Verunglimpfung des Staates und seiner Repräsentanten in ausländischen Medien« (bis zu fünf Jahre), und alles wegen des armen Professors? Er hätte natürlich nur von der Liebe schreiben sollen. Nur von Verrat, ohne an diesen geschwärzten, räuberischen Unrat zu rühren, der die widerliche Eigenart hatte, sich gleich um die Ecke, in deinem Hof zu materialisieren, sobald du ihn nur in deiner Fantasie aufrufst. Aber er konnte und wollte sich einfach nicht korrigieren, mochte er sich momentan auch noch so fürchten.

*Aus dem Russischen
von Thomas Weiler*

Aus: Paranojja. Sankt-Peterburg: Astrel'-SPb 2010. 32-42

* Alexej Sawrassow (1830–1897), russischer Landschaftsmaler, sein wohl berühmtestes Gemälde trägt den Titel »Die Krähen sind zurück« (Anm. d. Übers.).

DOSSIER BELARUS

Viera Burlak

GALGENGEDICHT

Im Hof in der Kalinoŭski-Straße
wurde ein Galgen platziert, für die Kinder,
er war als moralisch antiquiert
aus dem Gefängnis ausgeschieden.
Und gleich kamen die Kinder gelaufen,
dran zu baumeln und sich daran hochzuziehn,
drauf zu balgen, zu klettern, sich abzumühen,
ihre Körper daran zu ertüchtigen.
Doch die Eltern der Kinder betrübten sich,
denn die Kinder vergaßen den Fernseher,
ihre Hausaufgaben, Computerspiele –
sie hängten ihr Herz an den Galgen.
Gallig klopfen die Mütter ans Fenster,
riefen: »Jetzt aber marsch nach Hause!«
voller Sorge, was aus ihnen werden soll,
nicht am Ende tatsächlich noch Galgenvögel.
Also, ich denke doch, besser Galgenvögel,
ja, sage ich, besser Galgenvögel,
besser, besser tatsächlich noch Galgenvögel,
besser Galgenvögel
als Henker.

DASS ES ÜBERALL GUT IST

Wo ich bin, ist überall.
Und wo ich grade nicht bin, ist es gut.
Wie kann es gelingen,
dass es überall gut ist,
ohne mich deswegen
umzubringen?

DIESES MÄDCHEN

Dieses Mädchen hat rote Augen,
ganz rote Augen.

Ich nicht.

Dieses Mädchen hat grüne Tränen,
ganz grüne Tränen.

Ich nicht.

Dieses Mädchen hat eine rosa Brille,
durch die alles rosa aussieht,
ganz rosa alles.

Ich nicht.

Dieses Mädchen hat weiße Ansichten,
ganz weiße Ansichten.

Ich nicht.

Dieses Mädchen hat Haare auf der Brust,
lockige, schwarze Haare.

Ich nicht.

Wozu auch?

STELL DIR VOR

Liebes Mädlein, lieber Knabe,
stell dir vor, du bist ein großer Rabe,
so ein großer schwarzer Rabe,
und du pickst in Blut und Fleisch,
das ich mit blankem Sägemesser
den Tieren aus ihrem lebendigen Leib
für dich in kleine Häppchen schnetzeln!
Siehst du es spritzen, das Blut?
Das ist mal was anderes als Sprudel!
Siehst du sie fliegen, die Fetzen,
das blutige Fell?
Wunderbar, gell?

Uładzimier Arłoŭ

OSTERN

Zu Ostern
hat Mutter immer
süße Vögel gebacken
mit lustigen Rosinenaugen.
Ich habe die Augen
aus dem warmen Teig geklaubt,
dann geweint,
dass meine Vögel blind waren,
und anschließend
die Ärmsten eifrig verspeist.
Mutter sagte,
den Vögeln tue es weh,
aber isst du sie auf,
finden sie ihre Augen wieder
und können auferstehen!
Mutter, was ist auferstehen?
Nun, mein Junge, sie leben wieder
und fliegen zum lieben Gott.

Noch heute weiß ich,
wie glücklich ich einschlief
im festen, unkindlichen Wissen:
Auferstehen wird,
wem man zuvor
die Augen ausklaubt.

UPUPA EPOPS

Jedes Mal,
 wenn ich mit dem Zug nach Połacak fahre,
 erwartet mich in den Wäldern am Narač
 zwischen Vialejka und Budslaŭ
 auf der Telegrafenleitung
 ein bunter Vogel mit ockerner Haube,
 in Latein heißt er lustig
 Upupa epops,
 übersetzt einfach Wiedehopf.
 Schlägt man im Lexikon nach,
 wird man dort belehrt, dass
 Upupa epops
 monogam lebt,
 bevorzugt am Waldrand,
 in alten Gärten, auch Parks,
 er nistet in Mauerlöchern,
 Hohlräumen, Baumstümpfen,
 mitunter in leeren Bienenstöcken.
 Nur schweigt das Lexikon
 zu den entscheidenden Fragen:
 Woher weiß er,
 dass ich in der Früh mein Billett gelöst habe,
 warum merke ich mir, dass das Weibchen
 siebzehn Tage lang
 das Gelege bebrütet,
 warum fällt mir die hohle Eiche
 an dem Połacker See
 mit dem schummrigen Namen Luchava ein?

Gleich geht der Zug in die Kurve,
 dann sehen der Vogel und ich
 uns für einen Moment
 in die Augen.

DOSSIER BELARUS

TEEBLATTLEKTÜRE AM 27. JULI

Ich brühe mir
im Porzellanbecher
mit Pahonia-Aufdruck
einen Tee,
lese in den Teeblättern:
Leb ich noch lange
in einem Haus,
das fremde Menschen bewohnen
und nachdenkliche Schaben,
unter denen sich
in letzter Zeit
interessante Gesprächspartner fanden,
leb ich noch lange
in einer Straße,
in der die Katzen diesen März
schon vergessen haben,
wer meine Basota war,
leb ich noch lange
in einer Stadt,
die ihre Dichter, einst
die Kundschafter
unserer Zukunft,
hinter Gitter sperrt,
leb ich noch lange
in einem Land,
das einem immer öfter
die Geschichte von der Spinne
ins Gedächtnis ruft,
der man die Beine ausriss
und sie laufen hieß,
und da sie nicht konnte,
folgerte man, dass
die Ohren der Spinnen
an den Beinen säßen?
Ich brühe mir
im Porzellanbecher
mit Pahonia-Aufdruck
einen Tee,

und der Teeblättertanz
bleibt das größte Ereignis
des Tages.

SCHMETTERLINGE

Wird einem Baum das Leben genommen,
treiben die Wurzeln noch
den Heilsaft der Erinnerung
durch die abgerissenen Adern,
hoffen noch auf das Wunder,
rufen noch tonlos hinauf
ins leblose Laub.
Geht der Baum zu Boden,
decken mit ihren Flügeln
blaue Schmetterlinge
freudig den mächtigen Stumpf,
trinken den seimigen Saft und
träumen trinken,
sie seien Bäume,
denen man ans Leben wolle.

Erschrocken wachen sie auf,
aber
nebenan fällt
ein neuer Baum,
und die Schmetterlinge senken sich
über den frischen Stumpf,
um wieder vom süßen Saft zu trinken,
um fremde Träume zu träumen
und aus ihnen hochzuschrecken.

Mancher meint,
sie führten ein sorgloses Leben.

DOSSIER BELARUS

Aleś Razanaŭ

PUNKTIERUNGEN

Die Tanne ist gestürzt:
die Zweige
in Trauer,
die Wurzel in Entsetzen.

* * *

Nebel:
die Umwelt
zieht es ins Nichts.

* * *

Applaus
aus einer Hand:
ein Ahornblatt schwebt
über der Erde.

* * *

Das Wäldchen grünt:
Wort werden
will das Gedicht.

* * *

In Pfützen:
Der Regen
ebnet den Weg.

* * *

Links eine Tasche,
rechts ein Sackerl
trägt
die Hausfrau Gleichgewicht vom Markt.

* * *

Dämmerung:
schon quert der Wald
den Weg.

* * *

Von einem Bein aufs andre:
heim
kehrt der Abend.

* * *

Feucht das Notizbuch,
erfüllt
von Regeneindrücken.

* * *

»Du magst mich?!«
Die Ziege rupft
die Klette
und nickt.

* * *

Der Fluss zieht sich zurück –
die Hitze
flickt und stopft den Grund.

* * *

DOSSIER BELARUS

In Regen gekleidet –
so geht
eine Schöne des Wegs.

* * *

Ein Gedicht entsteht –
die Landschaft
findet Worte.

* * *

In der Luft hängen
Blätter –
Brücken
zwischen dem, was war
und sein wird.

* * *

Händereiben:
»Recht so«,
versichert der Frost.

* * *

Mein – und widerspricht mir!
Im Bach
glast Eis.

Vital Ryžkoŭ

AUF DEM HEIMWEG

... wie Müll
fegt der Wind
den spärlichen Schnee vom Asphalt.
Nacht –
vielleicht kommt sie,
vielleicht bleibt sie aus.
Ich gehe nach Hause –
der Tod lässt mich kalt.
Ich begreife:
ich ihn aber auch.

* * *

Während du fort warst, ging der Frühling ins Land,
Sommer, Herbst, Winter, Frühling, Sommer ...
Der Mund hat das Wir und das Uns verlernt.
Wo bist du

gewesen?
Du lächelst dein gewohntes Lächeln.
Verdammt,
ich bin der Blitzableiter, erde Nerven.

* * *

DOSSIER BELARUS

ONE WITH THE WIND

Bei dieser Hitze misstraut man einfach allem:
Weht da wirklich ein laues Lüftchen,
oder wird das
ein epileptischer Anfall?
Auch die Gedichte – so winzig,
dass sie ungehindert ins Auge gehen,
gerade bei dieser Hitze:
ausweinen möchte man sie,
oder verstehen – was
das nun war.

Volha Hapiejeva

Das Pferdeauge
feucht von meinen Lippen
stürzt mich
kopfunter
zu schwach sind meine Hände
auf der Erde zu laufen
die Füße zu schmutzig
über den Himmel zu schreiten
so ergibt sich die Notwendigkeit
Flügel wachsen zu lassen
oder sie zu basteln
aus handgreiflichem Material
und
nicht zu fliegen
die blaue Vene
die als Himmel über den Kastanienbaum gesetzt ist
wie leicht schneide ich sie
mit spitzer Feder
lieber lauf ich wie Wild
beim trockenen Brunnen
will Steine kauen
bis ich salzigen Rost schmecke

und mein Durst von mir fällt
wie die Wimper vom Pferdeauge
auf die trockenen Lippen
der wilden Freiheit
vorbei an den roten Brauen
die einzige Brücke
die ich niemals erreiche
zu nah ist sie mir.

* * *

m-morgens
eines k-kalten-n-mm m-morgens
starb
bei den wimpern
still
die ewigkeit

* * *

Von Mast zu Mast
schiebt sich etwas
durch den stählernen Draht
mit dreihundert Megakuss
pro min
etwas von mir
riesengroß und es riecht nach Jasmin.
Ich werde zum Fragezeichen
auf freiem Feld
zwischen den schwarzen Punkten
des Krähenschwarms
und auf den Sehnen
meines Körpers
lasse ich einen Chopin ertönen.
Zum Henker mit allen
»Liebeleien«
mir steht das Gezärtel bis obenhin
lieber geh ich allein auf die Jagd
und schieß mir aus Einsamkeit
in die Stirn.

DOSSIER BELARUS

* * *

Zu deiner Beerdigung komme ich
als Körnchen
versteckt in einer Tasche
mit einem Loch
so groß wie eine Sommermücke
zu deiner Beerdigung komme ich
als Stachelbeerjungfer
(alternde Schmetterlinge verführen
ist ein undankbares Geschäft)
zu deiner Beerdigung komme ich
als Sandkorn vom Himmel
falle aus bestickten Händen
direkt ins Bett

* * *

Ins Einmachglas
mit den vergifteten Blumen
lege ich meine Scham – die gelbe Spinne
webt ihr Netz
und trunkene Fliegen
bekunden ihr Zartgefühl
wenn sie deren Erregung bemerken
(meine Angst vor dir)

Viktar Žybul

Musik in meinem Ohr
 am Einmachglas,
 darinnen
 eine Fliege saß.
 Doch flog die Fliege auf,
 entwich der Bleibe.
 Das Glas blieb hier zurück –
 ein leerer,
 kalter,
 seelenloser
 Leib.

* * *

Leben gibt es nicht nur auf dem Mars,
 sondern auch im Pappkarton am Zaun.
 Du gehst vorbei? Jetzt warte doch, wie wärs,
 hier stehn zu bleiben, in den Spalt zu schaun?
 Du lebst, wie Millionen deinesgleichen,
 im Pappkarton herrscht eine eigene Essenz.
 Hier will im Leben niemand nach den Sternen reichen,
 hier gibt es Wasser, Brot und Transzendenz!

* * *

Vorgestern oder gestern,
 das Datum ist verwackelt,
 ließ meine Stadt mich frösteln.
 Ich hab sie abgefackelt.
 In ihren Aschewehen
 ist mir jetzt kuschlig warm.

DOSSIER BELARUS

IDEALISMUS

Bei einem Spaziergang über den einstigen alten Friedhof,
dessen allerletzte Grabsteine
die Bulldozer vor einigen Jahren ausradiert haben,
bemerkte ich eine alte Frau
im langen schwarzen Mantel,
die hinter die Büsche sah
und beharrlich nach etwas suchte.
Bestimmt lag hier einmal
ein Familienmitglied begraben,
und ein matter Hoffnungsschimmer
hat sie nun hierher geführt:
Wenn nun das Grab,
von den Bulldozern übersehen,
zufällig erhalten ist?
Oder könnte es sein,
dass sie kein Grab sucht,
sondern bloß die leeren Flaschen,
die die Arbeiter nach Schichtende
in die Büsche werfen?
Die erste Version des Gesehenen
ist mir trotz allem sympathischer –
noch jemand, der sich erinnert,
dass hier ein Friedhof ist
und kein gewöhnlicher Platz.
Mag sein, ich bin Idealist,
doch in diesem Land Idealist zu sein,
ist das pure Vergnügen,
wenn einem hinter jedem Busch
eine Begegnung mit der Ewigkeit schwant
und einen jeder Sandler,
der im Müll stochert,
zu Gedanken an die Wiedergeburt
des historischen Bewusstseins animiert.

DEN GRUBENARBEITERN

Wie viel Worte, brünstig, heiß und hehr,
voll Verzweiflung, Wehmut und Verdruss
sag ich unverzüglich nach Verzehr
eines Löffels Salz aus Belarus!

* * *

Ich setz mich ans Galaxissteuerpult
und hacke mir die Hände ab.
Sollen alle wissen,
was das ist – Freiheit!

* * *

NICHT NUR

Unsere Zeit
gehört nicht nur uns
und ist nicht nur Zeit.
Wir leben
nicht nur in ihr
noch leben wir nur.
Unsere Welt
gehört nicht nur uns
und ist nicht nur Welt.
Wir sind,
und nicht nur wir,
und wir sind auch nicht nur,
sondern ...

DOSSIER BELARUS

KHI KHA KHÄ

So kann es gehen
du atmest frische Luft
und mit dem Mundvoll Sauerstoff
schnappst du versehentlich khä
ein kleines raues Körnchen auf
das khu khi kha khä ganz zufällig
in der Luft lag kho
und dieses Körnchen genügt khi kha khä
dich husten khu khi kha khu kho khä
dich vergessen zu lassen wie frisch kha
die Luft war die khu khä kho khe
du schnapptest

* * *

ERSCHIESS MICH

erschieß mich
mit deinem sanften blick
ich weiß: du kannst es
du hast noch immer getroffen
immer auf antrieb
also komm schon leg an
und schuss
ruhig mit sprengsatz
ich laufe mit freuden
in deine schüsse
und wenn ich da bin
schließ ich die luken deiner augen
mit meinen lippen
schluss...

Uładzimir Niaklajeŭ

IDOL

»Komm«, sprach er. »Glaube, und du sollst nicht sterben.
Sollst mich und mein Geschlecht dereinst beerben.«

Ich glaubte. Fraß, ein Tier, im Unverstand
auf sein Wort hin das Gift ihm aus der Hand.

»Schon gut, wer wird denn gleich vor Angst vergehn?«
Er ließ mich sterben – und dann auferstehn.

Und seither geht er mit mir ins Gericht,
warum ich ihm geglaubt, mir aber nicht.

Was wäre, wenn ... – er lässt mir keine Ruh,
tagtäglich und auch nachts setzt er mir zu.

»Nein!« ruf ich aus. »Du warst ein Gott für mich!«
Jetzt quält mich seine Nähe fürchterlich.

Verzweiflung trennt uns, hoch wie eine Wand.
Da spricht er: »Komm«, und bietet mir die Hand.

* * *

SCHÖPFUNGSTAG

Am siebten Tage ruhte Gott der Herr,
um Kraft zu schöpfen für den großen Clou,
am achten schuf er dann den Tod –
und der
ist angedacht als ewigliche Ruh.

* * *

DOSSIER BELARUS

LEBEN (ROMAN)

Grad aufgestanden, schon wirds Abend.

(Ende Teil 1 und 2)

* * *

STEIN

In Stein eingehen, und im Stein
ein Feuer entfachen, beim Feuer sein,
den Rücken lehnen an den Rauch –
und leben, geborgen im steinernen Bauch.

FEUER

Das Gestern im Gestern verbrannt,
nur mehr Schatten,
Erscheinung,
Traum,
erinnern wir uns unsrer selbst,
so erinnert das Feuer den Rauch.

* * *

Eine Frau putzte Fenster im Haus vis-a-vis.
Feucht verdampfte die Sonne im Gleißeln der Scheibe.
Er trat hinzu. Und sie mochte ihn offenbar leiden.
Eine Frau putzte Fenster im Haus vis-a-vis.
Diesen Tag
hat sich weiter bei mir nichts ereignet.

* * *

Nicht Opa sein und auch nicht Enkel,
nicht Vater sein, nicht Sohn, was ist das schön.
Du kannst dir alle Schuldgefühle schenken,
lebst lax im Laden
bei den Starkgetränken,
wo in der Schlange – die Verwandten stehn.

Andrej Chadanovič

UNSCHULDSVERMUTUNG

Jeder Mensch ist unschuldig
bis zum eindeutigen Beweis
seiner Schuld.
Selbst wenn sie uns hundertprozentig erscheint,
hat er seine Chance auf Freispruch.

Nehmen wir doch einmal mich. Ich habe heute
beinah einen unschuldigen Menschen verurteilt.

Da steh ich am Eŭrapiejski-Markt
und sehe, wie so ein Typ sich dezent
auf diesen Drahtzaun zubewegt. Offenbar,
um ein gewisses Geschäft zu verrichten, denke ich.
Ein keineswegs europäisches.
Tatsächlich. Direkt vor dem Zaun macht er Halt.
Stellt sich breitbeinig hin.
Und verharrt in dieser Pose. So gehen
zehn, zwanzig, dreißig Sekunden ins Land.
Du Schwein, denk ich, schämst du dich nicht,
hier vor den vielen Leuten,
dazu am helllichten Tag.

Eine Minute ist um.
Metallisches dringt an mein Ohr.
Tatsächlich. Schlüsselgeklimper.

DOSSIER BELARUS

Der Zaun hat eine Tür, die mir verborgen blieb.
Der Mann schließt sie einfach auf.
Und ich versau mir hier 60 Sekunden mein Karma
mit dummen Gedanken, Depp du.

Jawohl, jeder Mensch ist unschuldig!
Bis zum eindeutigen Beweis
seiner Schuld.
Sogar meine belarussischen Landsleute.
Sogar ihr Präsident.

Vielleicht beweist er ja noch seine Unschuld, denke ich,
und zähle Sekunden und Jahre.
Vielleicht schließt er einfach was auf.
Zum Beispiel ein neues Fenster nach Europa
mit seiner EU,
Den Haag und dem Tribunal
mit professionellen Anwälten.

SIMSON

»Achtung:
In diesem Salon
frisieren auch Lehrlinge!«

Starr sitzt du in der Reihe,
die Ohren angeschlossen
an den CD-Player
wie an einen Tropf.

Wie denn auch sonst, ringsum
nur Pop aus dem Philisterradio
auf UKW-Frequenz!

(Der Opa neben dir leidet auch,
wär er nicht so ein Esel,
er hätte längst mit seiner Kieferprothese
den Lautsprecher erschlagen!)

Jetzt bist du dran.
Du nimmst den Tropf ab.
Nimmst im Sessel Platz.

Ein blendend schönes Mädels
deckt dich mit Fragen ein.
»Den Nacken kurz.
Die Ohren freigelegt.
Der Rest nach Ihrem Gusto.
Und eines noch:
Nehmen Sie oben kaum was weg,
doch, und wenn es noch so absteht,
das trägt man jetzt so,
ja, ja, die Schönheit kann Berge versetzen ...«

Schweiß und Haare
drängen in die Augen,
schon siehst du nichts mehr,
und das Mädels
bildet und bildet sich immer weiter.

Schließlich schlägst du die Augen auf,
schaust in den Spiegel und
erinnerst dich an deinen Vorläufer,
den ersten Terroristen der Geschichte,
der seinen neuen Haarschnitt
wenigstens nicht sehen musste ...

Du trittst vor die Tür.
Regen strömt übers Gesicht.
Das Mädels fegt auf dem Boden
deine Haare zusammen.

*Alle Gedichte aus dem Belarussischen
von Thomas Weiler*